Politische und unpolitische

Fahrten und Abenteuer.

Von

K. Heinzen.

Erster Band:

Aeltere Fahrten.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Mannheim.
Bei Heinrich Hoff.
1846.
Selbstverlag des Verfassers.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorbemerkung.

Es hieße sich selbst betrügen und den Feinden des Glücks freier Menschen einen sehr überflüssigen Triumph bereiten, wollte man in den trüben und verbitternden Schicksalen des Zeitkampfes sich die Fähigkeit rauben lassen, in das ernste Streben die Abwechselungen der Heiterkeit und Laune zu mischen. Möge der Inhalt dieses Buchs von dieser tröstlichen Fähigkeit einiges Zeugniß ablegen und seine Ursache beim Leser zur Wirkung werden lassen. Ein Theil desselben wird — in anderer Gestalt — dem Einen oder Andern schon früher vor Augen gekommen sein. Es konnte indeß hierin kein Grund liegen, zum Theil Dagewesenes von der Gesellschaft des Neuen auszuschließen, wo sich die Gelegenheit darbot, die verschiedenen Bilder unverwischt in einen gemeinsamen Rahmen zu fassen.

K. H.

Inhalt.

Seite.

I. Glücksfahrt dreier Rheinischen Poeten . . 1

II. Fragmente aus den Beobachtungen eines freiherrlichen Badegastes 38

III. Wunderbare Wege der Vorsehung 80

1. Selbstbegräbniß eines Selbstmörders . 81

2. Was sich mit zwei teutschen Gelehrten ereignete 96

IV. Ein germanisches Ochsenhorn, zwei Doktoren der Philosophie, ein Schriftsteller und ein Dutzend Philister. Eine vaterländische Geschichte 130

V. Ausflug eines wild gewordenen preußischen Landwehroffiziers in das teutsche Vaterland 179

VI. Ein Paar von jener Sorte. Literarhistorisch-pragmatisches Lustspiel in drei Aufzügen . 233

I.

Glücksfahrt dreier Rheinischen Poeten.

Es ist eine große Fatalität für die Poeten, daß es nur neun Musen gibt und daß man nicht die Fortuna zur zehnten gemacht hat. Gepaßt hätte sie sich schon dazu, und wenn die übrigen schönen Künste eine Vertreterinn verdienten, so hätte die schwerste von allen, die Kunst sein Glück zu machen, sicher nicht weniger Anspruch darauf. Auch wäre es ganz angemessen gewesen, die Fortuna speziell zur Schutzmuse der Poeten zu machen, denn die Erfahrung zeigt es aller Orten, daß die Poeten dem Glück am Meisten nachjagen und es am Wenigsten erreichen.

Soll denn diese Erfahrung überall ihre Geltung haben? Soll sie es sogar an dem glücklichen Rhein, wo ein Poet durch ein einziges Gedicht

einen Ruhm erlangt hat, an dem ein ganzes Dutzend genug haben würde? Diese eine Thatsache genügte, um die drei Poeten, von welchen hier die Rede sein wird, alle traurige Erfahrungen vergessen zu machen und ihnen ein Selbstvertrauen einzuflößen, wie man es von einem Glücksritter nur immer verlangen kann. Sie dekretirten in geweihter Stunde eine zehnte Muse, die Muse Fortuna, und beschlossen zugleich, der Neuernannten unverzüglich ihre Aufwartung zu machen. Die geographischen Studien, welche sie zur Entdeckung ihres Aufenthalts zu machen beabsichtigten, wurden ihnen erspart durch die Versicherung, daß Fortuna sich dermalen ganz in ihrer Nähe, in der alten Kaiserstadt Aachen niedergelassen habe. Dort, so hieß es, sitzt sie auf der grünen Au der Hoffnung, ihre ewig blühenden, silbernen und goldenen Blumen pflückend, die sie verschwenderisch ihren Lieblingen in reichen Bouquets darreicht, um sie zu beglücken für ihr ganzes Leben.

Ja, in Aachen, wo die warmen Quellen sind, da ist die wahre Hippokrene, deren silbernes Gewässer dem irdischen Auge einen hellern Blick verleiht, als alle Quellen des Helikon und des

Parnaß; in Aachen tönt ein goldner Klang, dessen Musik das Ohr mehr entzückt, als die goldnen Saiten der Leier. Der Plan der drei Poeten, das goldne Vließ der Aachner Bank zu erobern, fiel in einen Zeitpunkt, wo sie durch einen poetischen Akt der Großmuth, welchen näher zu bezeichnen ihre Bescheidenheit verbietet, sich in eine solche Hülflslosigkeit versetzt hatten, daß ihnen nicht einmal das Reisegeld zu ihrer Fahrt zur Verfügung stand. Aber diese Lage war es eben, welche sie erhob; der innern Kraft und ihrer Glücksansprüche sich bewußt, wollten sie sich beweisen, daß ihr Genius stets Mittel bereit habe, sie von der Noth gewöhnlicher Menschen unabhängig zu machen. Sie geriethen daher auf den kühnen Einfall, ihre künftige Fahrt zu beschreiben und für die künftige Beschreibung derselben das Honorar aufzutreiben, das sie in Stand setzen sollte, die Fahrt erst zu machen. Die kühne Genialität dieses Einfalls wirkte so entsprechend und unwiderstehlich auf den Verleger, daß er ohne Weiteres auf das Anerbieten einging. Das Gelingen eines solchen Versuchs im Lande der Teutschen gränzt so sehr an's Wunderbare, daß die drei Poeten jetzt an gar nichts mehr verzweifeln

zu dürfen glaubten, und hätte man ihnen die Kasse der Aachner Bank ohne Weiteres angeboten, sie würden sie wahrscheinlich ausgeschlagen haben, damit ihnen das Vergnügen nicht entginge, sie erst zu sprengen.

An einem schönen Tage sah man die oben nicht genannten drei rheinischen Poeten, die zur Fortbewegung ihres körperlichen Antheils sonst immer bescheiden sich ihrer Füße bedienten, in luxuriösester Haltung in einem Fiaker nach dem Kölner Bahnhof am Thürmchen eilen. Mit festem Schritt traten sie in den Wartesaal und Keiner sah ihnen an, daß sie Dasjenige, was dem Mann erst seinen wahren Werth verleiht, noch erst zu holen gedachten. Mit zuversichtlichem Blick musterten sie ihre Kollegen, die umherstehenden Lords und Nabobs, die fast scheu ihre Blicke wegwandten, als fürchteten sie, in ihren Betrachtern Männer von pekuniärer Ueberlegenheit kennen zu lernen. Die holden weiblichen Wesen teutscher und englischer, sogar holländischer Nation, welche wie auf einem Ball in schönster Auswahl umhersaßen, richteten mit interessevoller Aufmerksamkeit ihre schlanken Gestalten empor, und mehrere fremde Familienväter, die mit ihren Töchtern auf einer

Hoffnungsreise begriffen waren, betrachteten die drei Poeten mit aussichtheiterer Miene. Sie aber schauten von Zeit zu Zeit unruhvoll zum Fenster hinaus und warfen ungeduldige Blicke auf die säumige Lokomotive, welche wie ein gefesseltes Genie ihre Kraft in grimmigem, aber thatlosem Kampf in die Wolken vergeudete. Es ist eine folterhafte Spannung, wenn ein Mensch, zumal ein Poet, der eine Bank zu sprengen im Begriff ist, im Wartesaal einer Eisenbahn steht und ungeduldig mit der Hand in der Tasche seinen Honorar-Louisd'or herumdreht, der wie ein kampflustiger Krieger sich aus seinem Gefängniß heraussehnt, um in die feindlichen Reihen zu brechen und Alles niederzumachen, was den grünen Kampfplatz zu betreten wagt. Diese Unruhe und Ungeduld erhöhte nur den vielversprechenden Ausdruck in dem Wesen der drei Musensöhne, und eine holländische Familienmutter hörte man sogar beschwichtigend ihrem zweifelnden Ehemann die Worte zurufen:

„Die sind gewiß aus einem guten Haus,
Sie sehn ganz vornehm unzufrieden aus.“

Da öffnete sich plötzlich die Thüre des Saales, und der ganze bunte Schwarm, die drei

Poeten an der Spitze, strömte auf den Bahnhof. Wäre die Bescheidenheit unsrer Glücksritter nicht gar zu groß, sie könnten erzählen von den unruhigen schönen Augen, welche ängstlich nach dem Wagen spähten, wohin die Poeten ihre Schritte wandten, von dem holdseeligen Bestreben, in diesem Wagen noch einen Platz zu finden, und von der entzückenden Verzweiflung einiger Misses und Ladies, welche von ihren Vätern und Ehemännern in die Diligence genöthigt wurden, während die Poeten sich schlicht mit einem Char-a-Bancs begnügten. Jetzt sitzt Alles auf seinem Platz, beschaut sich orientirend seine Nachbarn und erwartet den sanften Flötenton der Lokomotive, welcher die Mahnung an den Abschied gibt.

„Dampfschnaubend steht das Feuerroß gezäumet,
Von Ungeduld den Eisenbug geschwellt,
Unwillig scheint es, daß sein Herr noch säumet,
Ein Raubroß scheint's des Herrn der Unterwelt.
Doch keine Furcht, ihr holden Proserpinen!
Nur flüchtig trägt's euch durch das Schattenreich,
Kein Pluto schreckt euch mit den finstern Mienen,
Doch ein Elysium erwartet euch."

So sprach beruhigend einer der Poeten zu zwei Holländerinnen, welche zum ersten Mal auf

einer Eisenbahn fuhren und in allerliebster Angst um ihr theevolles Leben dem Schnauben des Dampfwagens zuhörten, den sie für eine große Theemaschine anzusehen schienen. „Wat belieft, myn heer? Ik verstaa geen spaan'sch.“ Indem diese Antwort von ihren zartgerötheten Lippen ertönte, flog das Feuerroß in's Geschirr, und der Wagenzug flog ihm nach.

Mancher Leser wird ebenfalls die Erfahrung gemacht haben, welch' eine verzweiflungsvolle Lage es ist, wenn man, im Postwagen sitzend, gedankenvoll und träumend die Umgebungen der Heerstraße an sich vorüberziehen sieht, und wenn dann plötzlich an irgend einer unglücklichen Station ein Haufen redseeliger Passagiere einsteigt, die es für Reisepflicht halten, die Mitfahrenden zu unterhalten. Mit Stechfliegen und Bienenschwärmen ist besser kämpfen, als mit solchen Klettenmenschen. Je mehr du schweigst, desto mehr sprechen sie, je mehr du dich ennuyirst, desto mehr unterhalten sie dich; das Gefühl ihrer Pflicht wird nur angespornt durch die Schwierigkeit sie zu erfüllen, und sie lassen dir zuletzt kein anderes Mittel übrig, als einen Schlaf zu simuliren und mit ihrer Unterhaltung auch die Aussicht in die schöne Umgebung

zu entbehren. Es ist keiner der geringsten Vorzüge der Eisenbahnen, daß das Getöse ihrer Wagen die mündliche Unterhaltung verstummen macht. Keiner Unterhaltungsklette, und besäße sie eine Lokomotivstimme, fällt es da ein, dich in deinen Betrachtungen zu stören. Das ist Manchem freilich fatal, besonders den Damen; wenn man aber den großen Vortheil erwägt, den es nicht bloß einzelnen Menschen, sondern der Menschheit überhaupt bringt, indem es sie zum Nachdenken nöthigt, so müssen selbst die Rücksichten der Galanterie verstummen. Von der ungestörten Freiheit, sich während der Fahrt ihren Betrachtungen hinzugeben, zogen denn auch die drei Poeten möglichsten Vortheil, und damit das Endziel ihrer Reise nicht garzu schnell erreicht werde, soll dem Leser der Gegenstand ihrer Betrachtungen nicht vorenthalten bleiben.

Der Eine machte die Entdeckung, daß die Eisenbahn in mancherlei Beziehung das Abbild unseres Lebens sei. Eilt nicht, so dachte er, unser Leben mit gleicher Industriehast zum Ziel, wie dieser Wagenzug, und zwar im Dienst für den schnöden Erwerb hinter der Lokomotive des Eigennutzes? Ist unser Leben nicht in dasselbe eiserne

Geleise gebannt, wie diese Lokomotive? Sie stürmet daher mit riesiger Kraft, als wollte sie Berge über den Haufen rennen, und dennoch verläßt sie ihren vorgezeichneten Schienenweg nicht, und ein Fingerdruck ihres Führers lähmt ihre ganze Kraft bis zur Ohnmacht. Ist das nicht das schimpfliche Bild eines Volkes, dessen ganze Kraft durch den Federstrich eines Herrschers in Bewegung gesetzt und gehemmt wird? Jetzt kommt eine Ausweichung, wo eine spitzige Schienenzunge den Ausschlag gibt, ob der mächtige Wagenzug in dieses oder in jenes Geleise einfahren soll. So entscheidet mitunter im Leben die Spitze einer haarbreiten Wegescheide, ob du glücklich zu deinem Ziele gelangst, oder ob du dich linksab verlierst und deine Kraft verwühlst in einem sterilen Sandberge. Dort öffnet sich ein Tunnel, durch den der Zug hindurchschießt wie durch einen Flintenlauf. Ach, wie viele Tunnels gibt es im Leben! Wie Mancher erhascht den Kampfpreis, weil er den kürzeren Weg durch den dunkeln Maulwurfstunnel wählte, während ein Anderer im redlichen Schweiße seines Angesichts die lichten Berge überklettert und am Ende der Arena von dem höhnenden Rivalen empfangen wird, der wie durch

Zauberei ihm zuvorgekommen! Bei diesem Vergleichungspunkt bietet sich nur die Unähnlichkeit des Lebens mit der Eisenbahn dar, daß man dort mitunter durch „Schiebkarren" noch schneller befördert wird, als hier durch Dampfwagen. — In dieser Art setzte der Poet seine Betrachtungen fort, die immer trauriger wurden, so oft er durch einen Tunnel gefahren war, und als der Zug in Aachen ankam, waren seine Gedanken so schwermüthig geworden, daß er ausrief: So verläuft sich auch unsere Lebensbahn in einen Bahnhof, den wir Friedhof nennen, und der Bahnhof-Inspektor, der uns empfängt, ist — der Tod! In diesem Augenblick sah er vor sich das rothe Gesicht eines wie zum Empfang bereit stehenden Croupiers, das zu seinen schwarzen Betrachtungen paßte wie rouge zu noir, und plötzlich war sein Trübsinn wieder verschwunden wie eine Wolke.

Der andere Poet stellte, durch einige wohlbeleibte Nachbarn aus Köln angeregt, Betrachtungen über die Wohlbeleibtheit an. Cäsar, so dachte er, fürchtete sich vor seinen dickbäuchigen Feinden nicht, aber der magere Cassius schien ihm gefährlich. Ach, an unserm gesegneten Rhein gibt es keine Cassius. Vom Hamlet bemerkt der Men-

schenkenner Shakespeare sehr weise, daß er anfange fett zu werden, und erklärt uns durch diesen physiologischen Fingerzeig die ganze sonst räthselhafte Natur des zwar edlen und tiefsinnigen, aber unentschlossenen und energielosen Prinzen. Lord Byron litt mitunter Hunger, weil er fett zu werden fürchtete, und zwar scheute er dieß nicht bloß aus Eitelkeit, sondern auch aus Furcht vor dem Erschlaffen seines Geistes. Wolfgang Menzel, wenn dieser zum Pfaffen gewordene Philister an dieser Stelle genannt werden darf, entsprach früher seinem Vornamen. Er war eine Zeit lang ein wahrer Wolf, der wenigstens das literarische Schaf- und Rindvieh zerriß; seitdem er fett geworden, ist ihm der Wulst über Zähne und Krallen gewachsen. Auch sein Freund Heine klagt über das Fettwerden, und erkennt im Bauch den Vater der Frivolität. Der Bauch! Ja der Bauch ist der Urfeind aller Kraft, aller Regsamkeit, aller Energie. Das Fett nährt die Lampenlichter, aber das Licht des Geistes löscht es aus. Selbst Napoleon war nicht mehr derselbe, seitdem er sich einen Bauch angeschafft, und wer weiß, ob wir die unglücklichen Jahrestage der Schlacht bei Leipzig und Waterloo feierten, wäre Napoleon ohne

Bauch geblieben! Habe ich nicht täglich, so dachte der Poet — indem sein Blick auf seine wohlbeleibten, unterdeß eingeschlafenen Nachbarn fiel — hunderte von Beispielen vor mir, wie der Bauch die Gutmüthigkeit, die Schlaffheit und Geduld nährt, während er den Geist, die Energie und den Willen verschlingt? Wenn man einen Menschen geistig und moralisch schlachten will, so muß man ihn zuvor körperlich mästen. Was ist mit Leuten von der Art meiner dicken Nachbarn anzufangen, die sich vor ihrem Einschlafen so hübsch darüber freuten, daß sie glücklicher Weise „Vieh-à-Vieh")vis-à-vis) zu sitzen gekommen. Hinter der Flasche sind sie wahre Helden, aber was sind sie vor der Polizei? Es wird mit unserm Volksgeist nicht besser werden, wenn es mit unserm Bier- und Weingeist nicht schlechter wird, und unsere Freiheit wird nicht größer, so lange unsere Bäuche nicht kleiner werden. Der Teufel hole die Polizei und ihre Alliirten, die Bäuche! — Der Poet gerieth in solchen Eifer, daß er vor lauter Grimm gegen die Bäuche von entsetzlichem Bauchgrimmen befallen wurde. Erst die Ankunft in Aachen konnte ihn auf andere Betrachtungen bringen.

Aber nun der dritte Poet? Der hatte fürwahr nicht das schlimmste Theil erwählt, und seine Betrachtungen waren auf ganz andre Dinge gerichtet. Er fühlte, daß ein Paar brennende Funken (aber nicht von der Lokomotive) einen gefährlichen Brand entzündet hatten (aber nicht in den Packwagen, wie zwischen Versailles und Paris). Die beiden Funken waren die dunkelglühenden Augen eines reizenden Mädchengesichts, und der Brand war in seinem poetischen Herzen ausgebrochen. Das Mädchen saß, durch die ganze Länge des Wagens von ihm getrennt, in einer hintern Ecke, und diese Entfernung, welche kein erleichterndes Gespräch gestattete, war eben geeignet, ein immer wachsendes Interesse in seiner Brust anzusammeln. Nur durch Blicke konnte er das Gefühl aussprechen, das sie durch Blicke erweckt hatte, und er that fürwahr sein Bestes, um die Sprache seiner blauen Augen recht überzeugend zu machen. Das Mädchen schien Anfangs die schöne teutsche Muttersprache nicht zu verstehen, denn sie ließ ihre strahlenden Augen beständig durch die Gegend umherschweifen; nach und nach wurde sie aber gelehriger, und sie wußte mit bezaubernder Geschicklichkeit die Störungen, welche

ihr Umherschauen durch die stiebende Asche erlitt, dazu zu benutzen, um beim Wiederaufblicken jedes Mal den ersten Stral auf das seelige Antlitz des Poeten fallen zu lassen. Noch sprechender aber wurden die Blicke, wenn der Wagenzug durch einen Tunnel geschossen kam. Während der Fahrt durch die unterirdische Dunkelheit hielt der Poet immer starr die Augen nach dem Mädchen hin gerichtet, um beim ersten Schein des wiederkehrenden Tageslichts ihren Blick zu ertappen und zu sehen, wohin er sich zuerst wenden würde. Und so geschah es, daß bei der Ausfahrt aus jedem der drei Tunnels sich die Blicke des Mädchens und des Poeten begegneten.

„Und beide schlugen sie die Augen nieder,
Und dachten, wer zuerst sie höbe wieder.“

Kein Leser wird daran zweifeln, daß aus diesen Einleitungen sich ein Verhältniß entspinnen mußte, und der Poet selbst dachte daran so ernstlich, daß er schon berechnete, es sei die Bestimmung eines glücklichen Geschickes, daß er auf den Trümmern der gesprengten Aachener Bank den Palast seiner Liebe aufbauen werde. Aber es war einstweilen anders beschlossen. Kaum hielt

der Zug auf dem Aachener Bahnhof an, als das holde Geschöpf von seinen Eltern in einen Fiaker gehoben wurde und im Nu verschwand. Mit welchem Blick sie sich beim Einsteigen noch umschaute, kann jede gefühlvolle Seele sich leicht vorstellen:

„Dein Name ward mir nicht genannt,
Dem Blick bist du entschwunden,
Doch sei dir herzlich nachgesandt
Ein Gruß zu allen Stunden."

Der glückliche unglückliche Poet war kaum zu beruhigen, da er mit Gewalt der schönen Unbekannten nach Belgien oder England folgen wollte. Die kräftigen Mahnungen seiner Kollegen an seinen Reisezweck und sein Reisegeld brachten ihn endlich zur Besinnung, und man machte sich sofort auf den Weg, um einer andern Dame den Hof zu machen, die nicht von ihren Eltern abhängig war: der Dame Fortuna.

Stumm und mit klopfendem Herzen traten die Poeten in den Saal mit den zwei grünen Tischen, deren einer zum Kartenwenden, und deren anderer zum „Rädern" dient. Die Dame Fortuna, von acht Französisch redenden Männern vertreten, saß an der grünen Au der Hoffnung mit den weißen und gelben Blumen. Rings saßen und standen

ihre Lieblinge umher, schweigend, wie in einer Kirche. Eine einzige Dame saß unter ihnen, eine schwarze, feurige Koquette, die mit ihren hungrigen Augen die ganze Männerwelt verschlingen zu wollen schien. Sie heftete ihren flammenden Blick mit einer so verfolgenden Unabläßigkeit auf einen der Poeten, daß die beiden andern sich nicht enthalten konnten, dies für eine ominöse Demonstration, und die koquette Dame für ein Abbild der Fortuna anzusehen. Der fixirte Poet wurde also ausersehen, das gemeinsame Glück zu versuchen, und jeder händigte ihm seinen Honorar-Antheil ein. Mit Selbstgefühl und Muth trat er auch sogleich an den grünen Tisch und begann seine Evolutionen.

„Messieurs, faites vos jeux!“ „Messieurs, le jeu est fait!“ so scholl unabläßig das Kommando von den grünen Schlachtfeldern des Glücks. Während der eine Poet in heißem Kampf sich unter das Heer mischte, beobachteten ihn die beiden andern in einiger Entfernung mit erzwungener Gleichgültigkeit und unterhielten sich bald durch Bemerkungen über die Manipulationen des Spielenden, bald durch Lobeserhebungen des Spiels.

„Er spielt etwas hitzig," sagte der Eine. „Das thut nichts," erwiederte der Andere, „siehst du nicht, wie seine Faust immer dicker wird? Jetzt zieht er das Schnupftuch, weil seine bloße Hand das Geld nicht mehr fassen kann." Sie bemerkten dabei nicht, daß er das Schnupftuch gezogen hatte, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

„Wie anregend," ließ sich dann wieder Einer vernehmen, „wie anregend ist doch schon ein so unbedeutender Kampf mit dem Glück, weil man ihm Angesicht vor Angesicht gegenüber steht! Kämpfen wir doch im Leben so oft weit gefährlichere und schönere Kämpfe, und sind ganz gleichgültig dabei, weil wir dem Feind nicht direkt zu Leibe gehen können. Ich lobe mir das Bankspiel. Das Schönste an ihm ist, daß es uns stäts Gelegenheit in die Hand gibt, glücklich zu werden. Sei ein Poet, sei ein Held, sei ein galanter Mann, sei, was du sonst wollest, du bist fast immer verlegen um die Gelegenheit. Es ist so schön, die Gelegenheit zum Glück kommandiren zu können. Es lebe die Gelegenheit! Wenn wir morgen mit voller Tasche nach Köln zurückkehren, woran ich gar nicht zweifle, so mache ich mich

gleich an ein Lobgedicht auf die Gelegenheit, und es soll fürwahr nicht mein schlechtestes werden. Dann schicke ich es in — in welches passende Blatt schicke ich es denn? Siehst du? Da fehlt sofort dem schreibenden Poeten die Gelegenheit, während der spielende sie in Masse zur Verfügung hat. Weißt du, was die Welt und die ganze Menschheit beherrscht, belebt, beglückt? Es ist die Gelegenheit!"

Während die Beiden in dieser Art sich in das Lob der Gelegenheit ergossen, hatten sie die Verlegenheit nicht bemerkt, mit welcher ihr unterdessen ganz leise herzugetretener Kollege ihnen zuhörte. Als sie ihn anblickten, und die trostlose Botschaft vernahmen, daß alle Glückstruppen desertirt oder geschlagen waren, erblaßten sie sehr, und sie mußten ihre ganze Kraft zusammen nehmen, um nicht wie Augustus ihre geistreichen Häupter an den Wänden des Saales zu zerstoßen und in den Ruf der Verzweiflung auszubrechen: Croupier Varus, gib uns unser Honorar wieder! Darauf versanken sie gemeinschaftlich in ein tiefes Stillschweigen, welches eine halbe Stunde währte. Als die halbe Stunde vorüber war, brach einer von ihnen das Stillschweigen mit folgender Apo-

strophe: „Wißt ihr, was die Welt verderbt und zu Grunde richtet? Wißt ihr, was den Menschen unglücklich macht und zum Bösen führt? Wißt ihr, was uns verleitet und um unser Honorar gebracht hat? Die Gelegenheit und nichts als die Gelegenheit! Hole der „Schaïtan" die Gelegenheit! Wäre sie eine greifbare Person, diese Gelegenheit, ich würde auf der Stelle zum Polizeimann an ihr und führte sie an einen Ort, wohin kein Stral der Sonne leuchtet. Unglücklich, wer sich mit dieser Gelegenheit einläßt. Sie umstrickt ihn, sie verführt ihn, sie entseelt ihn.

„„Dann wird es dunkel um uns her
Und schauerlich und kalt,
Und aller Wesen Kraft erliegt
Des Schaïtans Gewalt.""

Drum Fluch der Gelegenheit!

Dann sprach derjenige, der sich zuvor in Lobeserhebungen des Bankspiels ergangen hatte: „Wenn du fluchen willst, so fluche dem Bankspiel. Die Gelegenheit hat nicht die Schuld, aber die Einrichtung. Sieh' diese Gesichter an! Mit welcher Ruhe und Gelassenheit werfen diese Croupiers den Köder aus, als dächten sie an nichts weniger, als an einen Fang! Mit welcher

Unbefangenheit schauen sie sich nach ihrer Beute um, mit welcher freundschaftlichen Gefälligkeit nach ihren Feinden, mit welcher unschuldvollen Miene drehen sie ihnen finanziell den Hals um! Haben sie doch auch unser Honorar mit einer gemüthlichen Bagatell-Physionomie eingescharrt, als wären sie am Zähnestochern gewesen. Und nun die Spieler! Mit welcher Gewalt zwingen sie ihrem Gesichte einen Ausdruck der Unzufriedenheit auf, wenn sie im Glück sind, um nicht durch eine kleinliche Freude ihrer vermeintlichen Männlichkeit Abbruch zu thun, und mit welcher herzzerreißenden Anstrengung affektiren sie eine halbschläfrige Gleichgültigkeit, wenn sie den letzten Thaler spielend zwischen den Fingern wiegen, um nicht den Krampf zu verrathen, in welchem ihre Seele zusammenschrumpft! An dieser weltmännischer Unnatur, in welcher das Herz zu Eis wird, ist nichts Schuld, als die Einrichtung, jene Einrichtung, welche die Menschen wie zu einem Mittagessen, wie zum geselligen Schmause um einen Tisch versammelt, damit sie schweigend wie der Tod in feierlicher Handwerksmäßigkeit der eine am andern zum konventionell-legalen Dieb und alle zusammen zu Heuchlern werden. Läßt sich das Glück denn

nicht auf andre Art versuchen? Man lasse die Gelegenheit, aber man ändere die Einrichtung. — Kommt, fliehen wir diesen Ort des Todes und der stillen Verzweiflung!"

Darauf sprach der dritte Poet, jener, welcher das gemeinschaftliche Honorar verspielt hatte, mit besorgtem Gesicht: „Ihr habt euch da in großer Aufregung über die weltmännische Spielerheuchelei ausgelassen; habe ich mich derselben etwa auch schuldig gemacht?" Diese Frage erregte bei den andern, welche die Verlegenheit des unschuldigen Fragers auf dessen Gesicht so leserlich geschrieben gesehen hatten, ein lautes Gelächter, und im Nu war die fröhlichste Laune wieder an die Stelle der früheren Verzweiflung getreten.

Wenn die Poeten die Kavalleristen im Heer der Literatur sind, so ziemt es ihnen, das koupirte Terrain des Lebens, welches die prosaische Infanterie auf langen Umwegen umgeht, in beherztem Sprung zu überfliegen. Unsre drei Poeten ließen sich an ihren Stand nicht lange mahnen, als sie nun wieder auf der Straße standen und inne wurden, daß nach der Beschaffenheit ihrer Taschen das Bleiben eben so schwierig für sie geworden war, als das Wegkommen. Noch-

mals eine künftige Beschreibung einer künftigen Reise zu verkaufen, wäre ein zu gewagter Streich gewesen. Dieß überdenkend, waren die drei Reisenden in die Domkirche Karls des Großen gekommen, wo der Geist des Herrn sie erleuchtete und ihnen den kühnen Gedanken eingab, die zweite Auflage ihrer Gedichte an den Mann zu bringen. Nach wenig Minuten waren sie im Laden des unternehmendsten Buchhändlers der Kaiserstadt angelangt. „Haben Sie nicht die Gedichte von N. und N. und N.?" Der erstaunte Buchhändler, dem diese Nachfrage sehr unerwartet zu kommen schien, besann sich, gab sich an's Suchen, und fand endlich die begehrten Gedichte in einer bestaubten Ecke.

„Wir kommen nicht, um sie zu kaufen, sondern nur, um uns zu erkundigen, wie sie hier abgehen. Wir sind die Verfasser."

Sehr schmeichelhaft und ehrenvoll, erwiederte der Buchhändler; leider kann ich aber über das Abgehen Ihrer Gedichte nicht viel Erfreuliches sagen. Von den Gedichten des Herrn N. habe ich Ein Exemplar verkauft.

„Und wer war denn diese edle Seele?" fragte der Verfasser.

Es war ein Dorfgeistlicher, der glaubte, Sie seien sein Vetter.

„O könnt' ich doch diesen poetischen Vetter umarmen! Glücklich derjenige Poet, der, wenn ihn die Geistesverwandtschaft nicht unterstützt, sich wenigstens einer ausgebreiteten Familienverwandtschaft erfreut!"

Erlauben Sie mir, meine Herrn, Ihnen einen buchhändlerischen Rath zu geben. Vor Allem spekuliren Sie nicht auf Ihr nächstes, auf das Rheinische, am Wenigsten aber auf das Aachener Publikum. Am Rhein ist das Leben zu poetisch (?), als daß man die Poesie in Büchern aufzusuchen gedächte. In Aachen aber ist es zu prosaisch, als daß man von der Poesie auch nur eine Ahnung haben sollte. Die einzige Poesie, die hier kultivirt wird, finden Sie in den Kirchen. Dort werden Schädelknochen und Schienbeine verehrt, Lappen und Lumpen angebetet, und das genügt für das poetische Bedürfniß unserer Bürgerschaft. Genügt es aber nicht, so rufen unsre Frommen noch die Schwestern „vom heiligen Herzen" zu Hülfe, um den heiligen Brüdern beizustehen in ihren poetischen Werken. Sie scheinen die hiesigen Köpfe überschätzt zu

haben. Lassen Sie sich versichern, daß in diesen Köpfen, wenige Ausnahmen abgerechnet, nichts zu finden ist, als was das Komptoir und die Kirche hineinliefern. Neulich wurde in einer hiesigen Theegesellschaft von einem Hauptwortführer der geselligen Kreise die Frage aufgeworfen, ob der Herr Uhland, von dem eben die Rede war, in Tuch oder in Wolle thue? Diese Frage mag Ihnen den Maßstab liefern zur Beurtheilung der Aachener Geisteszustände.

„Aber Sie haben hier doch eine Gesellschaft für nützliche Wissenschaften? Kann von der keine Anregung ausgehen?"

Der Buchhändler lachte laut auf. Nützliche Wissenschaften! rief er, darunter versteht man hier außer der Langeweile die Botanik, die Technologie und dergleichen polizeiwidrige Gegenstände, genannt „rein wissenschaftliche." Doch seien wir vorsichtig. In den Statuten der „Gesellschaft für nützliche Wissenschaften" ist das Verbot enthalten, daß „kein Mitglied etwas die Gesellschaft Betreffendes durch Rede oder Druck veröffentlichen dürfe." Bedenken Sie, wie gefährlich diese Gesellschaft sein muß, da man gar nicht von ihr reden darf. Mir scheint das Verbot übrigens

ganz überflüssig zu sein, denn, so viel ich weiß, hat die Gesellschaft noch keine Veranlassung dazu erhalten. Es hat noch kein Mensch Notiz von ihr genommen. Und diese todte Gesellschaft, meine Herrn, die blos errichtet zu sein scheint, um in den Geographiebüchern unter den städtischen Instituten zu figuriren, diese Gesellschaft sollte sich mit dem geistigen Leben des Volks in Verbindung setzen und dessen Eindringen in die hiesige Bevölkerung vermitteln? Sie sollte wohl gar, wie Sie sich vielleicht vorstellen, Vorlesungen über politische Poesie halten lassen, oder, was noch kühner wäre, die Poesie und Politik zu den nützlichen Wissenschaften rechnen? Was denken Sie denn? Könnte man die Poesie und Politik in der Technologie verwenden, so mögte noch einige Hoffnung für sie vorhanden sein.

„Also der politische Geist ist hier ebenfalls nicht weit her?"

Spazieren Sie gefälligst vor das Kölnthor und überzeugen Sie sich. Dort wird auf städtische Kosten ein monströses Monument auf den Aachener Kongreß errichtet. Das mag Ihnen eine Probe liefern. Man ist hier im Stande, ein Monument auf die Folter und die Leibeigenschaft

zu erbauen, wenn gewisse Leute dadurch Geheimrath werden oder eine Zierde für das Knopfloch erlangen können. O, meine Herrn, es sieht hier schrecklich, schrecklich aus, und das Alles durch die Pfaffen, die Philister und die Büreaukraten! Die Sache wird sehr ernst, wenn man bedenkt, daß Aachen an 50,000 Einwohner zählt. Der Mensch ist doch eine werthlose Waare, da er so massenweise verschleudert wird! Ob einige Millionen in Dummheit und Verthierung versinken, das rechnet die Geschichte gar nicht; sie läßt die Verthierten ruhig begraben und geht über ihren Kirchhof weiter, als hätten sie gar nicht existirt. Man sollte glauben, es sei nicht genug Geist in der Welt, um die Menschheit ganz damit zu versorgen, und während der eine Theil daran Ueberfluß habe, müsse der andere betteln gehen. Unsre ganze Stadt geht betteln und es findet sich nicht einmal Einer, der den Bettlern ein Allmosen der Aufklärung zuwirft. — Doch ich vergesse meinen buchhändlerischen Rath, der sich noch auf einen zweiten Punkt zu erstrecken hat.

Sie sind alle drei ganz vortreffliche Dichter, wie Jeder weiß, der Ihre Poesien nur angesehen hat, aber Ihre Gedichte haben einen großen

Fehler, der ihnen allen pekuniären Werth raubt, sie sind nämlich mit rheinischen Lettern gedruckt. Wenn Sie wieder eine Schrift herausgeben, so müssen Sie einen Verleger in Stuttgart, Leipzig, Hamburg u. s. w. suchen. Die rheinischen Verlagsartikel sind im Allgemeinen so sehr mißachtet, wie die rheinischen Weine gesucht sind. Man schätzt im Handel den Geist der Rheinischen Berge mehr, als den Geist der Rheinischen Köpfe. Es ist zu hoffen, daß in diesem Schicksal eine Aenderung vorgehen werde, zumal da Sie selbst sich für diese Aenderung aufgeopfert haben: einstweilen aber ist das Loos Ihrer Schriften noch abhängig von der — Druckerschwärze.

Der Rath und die Aufklärungen des Buchhändlers waren den drei Poeten zwar sehr interessant, aber keineswegs angenehm. Sie bildeten ein schlechtes Omen für das Gelingen des Plans einer zweiten Auflage ihrer Gedichte. Doch wer verdient den Namen eines Poeten, wenn ihn im rechten Moment die Phantasie im Stich läßt?

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie.“

„Die Muse des grünen Tisches, sprach Einer der Drei zu dem Buchhändler, hat uns genom-

men, was uns die Muse der Schreibtische einbringen sollte. Das Verhältniß muß sich wieder umkehren, wenn es eine poetische Gerechtigkeit in der Welt gibt. Diese Gerechtigkeit, wir selbst werden sie üben. Daß Sie unsre Gedichte in acht Tagen absetzen, dafür sind wir Bürge, denn wir schicken den Bericht über unsre heutigen Erlebnisse in die Zeitung. Es soll zu einer Schande werden, unsre Gedichte nicht zu kennen; unsre rheinischen Landsleute werden eine Ehre darein setzen, die an ihren Dichtern begangenen Sünden wieder gut zu machen, und, glauben Sie nur, in der Zeit eines halben Jahres wird eine zweite Auflage nöthig werden. Verstehen Sie? Genügen Ihnen aber diese Hoffnungen noch nicht, so lassen Sie sich sagen, daß wir uns neuerdings mit — Herrn Gutzkow und der Augsb. Allg. Zeitung alliirt haben.

Durch diesen schlechten Einfall waren die drei Poeten gerettet. Wenn Sie solche Garantien für den Absatz haben, erwiederte der Buchhändler, so nehme ich nicht den mindesten Anstand. Hier eine Abschlagszahlung auf die zweite Auflage!

Das Wetter war schön und der Tag hatte noch eine kleine Weile zu leben; die Glücklichen

beschlossen daher, bis zum Abend auf dem Louisberg zuzubringen. Beim Hinaufsteigen sahen sie über dem Horizont die untergehende Sonne wie eine goldne Scheibe glänzen. „Das war“ — sprach einer von ihnen in pekuniärer Begeisterung — „das letzte Goldstück, das wir heute noch zu verlieren hatten.“ Die andern stimmten in diesen Abendseufzer sympathetisch ein, und alle drei sahen eine Zeit lang in stiller Andacht den Louisd'or der Sonne in die weite Tasche des Horizonts hinabsinken.

Auf dem Louisberge war hübsche Musik und noch hübschere Gesellschaft, einige geistreiche Lieutenants, welche der übrigen Gesellschaft das Sprechen ersparten, gar nicht einmal mitgerechnet. Während die Poeten dasaßen und bald in stiller Betrachtung der schönen Aussicht schwelgten, bald ihre Phantasie auf den Flügeln der Musik in das schöne Reich der Träume entschweben ließen, sahen sie plötzlich das Gesicht ihres Kollegen, der auf der Eisenbahn die schönste der drei Betrachtungen angestellt hatte, in einer purpurnen Gluth und seine Augen in einem heiligen Feuer erglühen. „Was ist dir denn?“ fragten sie. „Dort sitzt sie!“ gab er zur Antwort, ohne den Blick von

seinem Gegenstand abzuwenden. Und wer saß da? Es war das schöne Mädchen, mit dem er auf der Eisenbahn das inhaltreiche Augengespräch angeknüpft hatte. „Jetzt muß ich sie sprechen, es koste was es wolle," sprach der Poet, und machte Anstalten, sich zu erheben. Das Mädchen hatte Alles bemerkt, und Unruhe und Ueberraschung sprachen aus ihrem Gesicht. Ihre Eltern saßen neben ihr und hatten den Poeten glücklicher Weise den Rücken gekehrt. „Soll ich zu ihr gehen?" sprach der glückliche Verwirrte. Die Andern, die mehr Lebenserfahrung und Menschenkenntniß hatten, als er, widerriethen ihm dies und entwarfen einen bessern Plan. Sie sprachen: „Sogleich, wenn du wieder siehst, daß du von dem Mädchen bemerkt wirst, gibst du uns ein Zeichen mit dem Fuß; dann erheben wir uns, sprechen einige vernehmliche Worte von der Schönheit des Sonnenuntergangs, und steigen durch die Promenaden auf die Krone des Louisberges hinauf. Wir müßten uns sehr irren, wenn das Mädchen nicht einen außerordentlichen Sinn für Naturschönheiten besäße, und hätten wir heute so zuversichtlich auf die Gunst des Spiels rechnen können, als darauf, daß die Schöne ihren Eltern oben auf dem Louis-

berg den Untergang der Sonne zeigen wird, wir hätten ganz sicher die Bank gesprengt. Folgt sie uns nach, so knüpfen wir beide mit den Eltern ein Gespräch an und verwickeln sie in die alte Geschichte der Stadt Aachen und in die Sagen von Karl dem Großen, so daß Du unterdeß ganz ungestört die beste Gelegenheit hast, mit dem Mädchen zwölf Schritte zurückzubleiben und ihr mit dem Munde zu bestätigen, was Du ihr mit den Augen schon hinlänglich versichert hast."

Der Erfolg zeigte, daß diese Berechnung sehr praktisch war. Kaum waren die drei Poeten auf der Krone des Louisberges angekommen, als sie das Mädchen in Begleitung ihrer Eltern durch einen dunkeln Laubgang folgen und aufmerksam umherspähen sahen nach der untergehenden oder nach der aufgehenden Sonne. Wie verabredet, so geschah es. Die alten Eltern waren ganz entzückt über die schönen Sagen, über die alten Helden und ihre Abenteuer, die ihnen erzählt wurden. Der Frau gefiel besonders Karl der Große und sein Schreiber Eginhard. „Solche Männer gibt es doch jetzt nicht mehr," sprach sie. „Sie finden Sie nur noch unter den Poeten," antworteten die Beiden mit berechnender Anzüg-

lichkeit. — „Aber wo ist denn unsere Tochter?“ fragte der Alte, sich umschauend. Und die Tochter kam mit Eginhard zwanzig Schritte hinter den Andern, und sie war so angelegentlich vertieft in das Gespräch mit ihrem Begleiter, daß ihr wohl noch schönere Geschichten mußten erzählt worden sein, als ihren Eltern. Als die Gesellschaft wieder beisammen war, dankte der Alte für die interessante Unterhaltung, bedauerte, nicht länger daran Theil nehmen zu können, weil er sogleich nach Belgien abreisen müsse, und empfahl sich mit den Seinigen bis auf Wiedersehen. Die Poeten waren so entzückt über das Gelingen ihres Plans, daß sie ganz vergaßen, sich nach dem Namen der Familie zu erkundigen, und, echt poetisch, sie abfahren ließen, ohne sie zu kennen. Aber Eginhard? Was er gesprochen und erfahren, das weiß nur er, das Mädchen und ein kleiner schelmischer Knabe, der sie unsichtbar begleitete. Nur so viel durfte er verrathen, daß er nach drei Tagen einen Brief aus Ostende erhalten würde, wohin der Rentier N. mit Frau und Tochter in's Bad reis'te. Und wem hatte er sein Glück zu verdanken? Seinen Gedichten! Das Mädchen lernte in ihm den Verfasser von

Gedichten kennen, die sie auswendig wußte, und woraus sie als Erkennungszeichen folgende Strophe wählte, welche ein Boshafter sehr ironisch hätte auslegen können:

„Das Auge wende nur getrost nach Innen,
Bis dorthin schlagen nicht des Lebens Wogen,
Dort suche Du die Schätze zu gewinnen,
Die sich dem weltbefangnen Blick entzogen.“

Was weiter erfolgte, ist mir nicht vergönnt zu berichten. Nur ist mir erlaubt, einen der drei Poeten namhaft zu machen, denn — er ist todt. Sein Name ist: Niklas Becker. Mag der Scherz, den ich hier erzählt habe, ein kleines Andenken auf seinem Grabe bilden, denn er hat ein Andenken verdient. Ich meine nicht den Rheinliedsdichter Becker, sondern dessen Dichtergemüth; nicht den berühmten Mann, sondern den bescheidenen Menschen. Was die Teutschen an ihm verbrochen, indem sie ihn auf ihren nationalen Schild erhoben, das kann man einiger Maßen wieder gut machen, indem man den Menschen in ihm anerkennt. Die Teutschen sind schreckliche Leute: sie illustriren, wen sie hassen, und richten zu Grunde, wen sie mit ihrer Liebe heimsuchen. Es ist eine jämmerliche Sache um

ein Volk, wenn man wegen einer Dummheit von ihm geliebt wird und später die Dummheit verantworten soll, nachdem es zur Besinnung darüber gekommen. Becker hatte an seinem stillnationalen Herzen ein Flämmchen angezündet, womit er den Abend eines freundschaftlichen Zirkels zu illuminiren gedachte; plötzlich fängt das Stroh der nationalen Hohlköpfe Feuer daran und in wenig Wochen stehen dreißig Millionen Köpfe in Flammen. Hatte das Flämmchen die Schuld oder das Stroh? Becker gab unwillkürlich den Teutschen eine glorreiche Gelegenheit, sich für die Nationalität zu blamiren, ehe sie es nur zu einer gebracht hatten.

Dieß ist die einzige wahre Bedeutung, die er für die Geschichte hat, und wird die Lehre, die er auf solche Weise seinen Landsleuten über ihre Lächerlichkeit gegeben, gehörig von ihnen gewürdigt, so ist sein Verdienst immer groß genug. Vorzuwerfen hat man ihm nichts, man behalte die Vorwürfe für sich selbst. Vagabundirende Notizensammler, welche früher sich beeilten, der ungesuchten Berühmtheit des bescheidenen Mannes unter Bücklingen und Komplimenten ihre selbstsüchtige Huldigung darzubringen, waren später

perfid genug, die Persönlichkeit des Arglosen lächerlich zu machen, weil dieselbe ihnen nicht weltmännisch zu imponiren verstanden und nicht zu der Größe jenes aufdringlichen Rufs hatte nachwachsen können. Sie hätten erkennen und bedenken sollen, daß Beckers innere Eigenschaften mehr Werth hatten, als solcher eben so schnell verlorne als erlangte Ruf. Dieser Ruf des Poeten war eben als ein Mittel zu betrachten, die Eigenschaften des Menschen auf die Probe zu stellen, eine Probe, welche keiner jener spekulirenden Egoisten bestanden haben würde. In der Rheinliedsperiode hatte die wahnsinnige Wuth für Becker einen solchen Grad erreicht, daß ihm Alles zu Gebot stand, was er nur wünschen mogte. Man wollte eine Nationalsubskription auf seine Gedichte veranstalten und es bedurfte nur seiner Einwilligung, um den armen Poeten in wenig Wochen zum reichen Mann zu machen; er aber schlug aus Ehrengründen das Anerbieten aus und blieb arm, wie er war. Alle Zirkel standen ihm offen, die Reichen und Vornehmen drängten sich in Massen um ihn und wenig Frauen seiner Umgebung würden die Hand des gefeierten Mannes ausgeschlagen haben; er aber hielt seine Hand

zurück und wartete auf ein wahres Herzensverhältniß, das er später zu seinem Unglück nicht gefunden hat. Die Gunst der Mächtigen warf alle ihre Strahlen auf ihn herab und eine dreiste Bewerbung hätte ihm Stellen eröffnet, um die ihn Hunderte beneidet haben würden; er aber dachte nicht daran, einen unverdienten Ruhm durch unverdiente Vortheile zu krönen und sein Ehrgeiz begnügte sich mit der bescheidenen Stelle eines Schreibers am Friedensgericht. Man frage die industriellen Naturen unsrer literarischen Spekulanten, welche auf einen Becker mit höhnischem Bedauren hinunterblicken, wie sie sich an seiner Stelle benommen, ob sie eine gleiche Anspruchslosigkeit bewahrt haben würden? Sie hätten den schnell erworbenen Ruhm ausgebeutet bis auf den Grund und hätten zuerst an sich, an die Ehre aber zuletzt gedacht. Es gehörte wahrlich eine solide Natur dazu, um in der Epoche des Rheinlieds als Dichter desselben nur den Verstand, geschweige die Achtungswürdigkeit des Charakters zu bewahren. Becker ist trotz dem in der ganzen Geschichte beispiellosen Erfolg seines Gedichts in jeder Beziehung geblieben, wie er war, ein bescheidener, schlichter, gemüthvoller, edelgesinnter,

durchaus reeller, wenn auch in mancher Beziehung schwacher Mensch. Nicht was er geworden, sondern was er geblieben, muß den Maßstab für seine Beurtheilung abgeben, und die Anwendung dieses Maßstabes ehrt ihn, wie er es verdient. Man hat ihm nach seinem Tode ein Monument setzen wollen. Ein Monument — angenommen, es habe einen Werth — kommt ihm nicht zu; die Anerkennung seiner Charaktereigenschaften aber durfte ihm nicht entgehen und ich bringe sie ihm dar, wie lächerlich mir auch die Rolle gewesen, die er als Rheinliedsdichter hat spielen müssen. Trotz seinem Rheinlied war er wenigstens mehr werth, als zehn jener „geistreichen" Taugenichtse, die ihn verachten wollen.

Mögen diese Paar Worte eine Gerechtigkeit an ihm üben, die er bis jetzt nicht gefunden hat. Die Gelegenheit dazu war nicht unpassend bei der Erzählung einer fröhlichen Fahrt, die nicht hätte Statt finden können, wenn nicht Becker — ein armer Poet geblieben wäre.

II.

Fragmente aus den Beobachtungen eines freiherrlichen Badegastes.

1.

Die Studenten theilen die Menschen ein in Studenten und Philister. Dieß ganz einfache Kunststückchen setzt sie, wie man die Hand umdreht, in Stand, sich als einen bevorzugten Theil der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, der die andern gelegentlich über die rechte Schulter des Humors oder die linke Schulter der Verachtung ansehen darf. Als angehender Beobachter mögte ich den Uebermuth begehen, eine ähnliche Eintheilung, freilich mit mehr innerer Berechtigung, vorzunehmen, die Menschen nämlich in Beobachter und Beobachtete einzutheilen. Der ein=

gebildete Unterschied zwischen Studenten und Philistern ist nicht größer, als der wirkliche Unterschied zwischen Beobachtern und Beobachteten. Könnte der Mensch ein sichtbares geistiges Kleid tragen, wie er ein leibliches trägt, wir würden in dem Menschengedränge, das unsre Erdkugel belebt, die Beobachter von dem Beobachteten etwa wie Militair oder Polizei von den Bürgern unterscheiden. Das Wort Polizei erinnert daran, unter den Beobachtern selbst wieder Unterschiede zu machen, etwa wie Yorik unter den Reisenden macht. Aber ich lasse dieß bei Seite und halte mich nur an diejenigen Beobachter, zu denen ich mich selbst zähle, an die harmlosen nämlich, denen es um nichts als das Interesse der Beobachtung selbst zu thun ist. Dieß stört indeß mein Selbstgefühl keineswegs. Das Selbstgefühl des Beobachters besteht darin, daß er die übrigen Menschen gleichsam als seine Werkzeuge betrachten kann, die ihm, sie mögen wollen oder nicht, sie mögen hoch oder niedrig stehen, zu seinen Beobachtungszwecken dienen müssen. Ein General setzt sich auf sein Roß und läßt seine Untergebenen nach Kommando vorbeidefiliren; ich setze mich auf die Bank der Promenade und lasse General wie Soldaten, Herren

wie Damen, Millionäre wie Bettler, ehrliche Leute wie Diebe die Revue passiren, und zwar ohne Kommando, ohne die Autorität einer äußeren Stellung, nur kraft der Machtvollkommenheit meiner guten Laune und meiner Einfälle. Ist das nicht Grund genug zum Selbstgefühl? Es ereignet sich nicht selten, daß so ein reicher Bourgeois an mir vorübergeht und geringschätzig die Qualität meines Rocktuches taxirt, oder daß ein Stutzer hochmüthig über den ländlichen Schnitt meiner Kleidung stutzt, oder daß ein Herr von u. s. w. mit verachtungsvollem Blick nach meinen Ahnen fragt, oder daß ein aufgeputztes Fräulein mich neben den lorgnettirenden Bonvivants gänzlich übersieht. Aber indem man solchergestalt über mich erhaben zu sein glaubt, habe ich meinerseits um so mehr mein Vergnügen daran und denke: „Meine Werkzeuge machen sich!" Wenn die Herren das wüßten, daß Mancher sie mit solchen Augen betrachtet, wie würden sie sich ärgern, da es für sie kein Mittel gibt, dem Beobachtungsschicksal zu entgehen! Wenn ein Aristokrat die Nase rümpft und sie wie einen Ast seines Stammbaums über mich erhebt, als wolle er mir die plebejische Natur damit ausklopfen, dann sehe ich ihn humo-

ristisch an und sage: Herr Baron, lassen Sie sich gefälligst ein wenig beobachten! Das klingt so einfach, ist so harmlos, und doch mögte der Herr Baron mich darum hängen lassen. Es liegt so etwas Nivellirendes, so etwas demokratisch Gleichmachendes in dem Recht und der Beschäftigung des Beobachters, daß es mir mitunter ganz gefährlich vorkommt.

Wenn man eine Unterscheidung unter den Beobachteten statuiren wollte, so würde ich dafür stimmen, sie in zwei Klassen zu theilen, in die Gemachten und die Natürlichen. Die Erstern, welche mit wenigen Ausnahmen die gebildetern und höheren „Stände" ausmachen, bilden namentlich in den Städten die Mehrzahl, aber auch sie bringen es nicht dahin, daß ihnen nicht mitunter die Natur einen Streich spielt; und dann sind sie doppelt interessant. Besonders läßt sich dergleichen an Badeorten beobachten, wo sich Exemplare aller Länder und Stände beisammen finden und wo sie, auf ihre Fremdheit rechnend, den Zügel der Selbstbeobachtung schießen zu lassen pflegen, so wie freilich wieder Andre aus dem nämlichen Grunde sich als etwas darzustellen suchen, was sie nicht sind, z. B. als ehrliche Leute. Es gibt einen köstlichen

Ausdruck im gemeinen Leben, den man auf Diejenigen anwendet, welche selbvergessen der Natur eine Konzession machen. Man sagt: „Wie die Natur spielt!" Dieß Spielen der Natur erreicht seine kolossalste Grazie bei den Zärtlichkeiten ländlicher Liebe: ein verliebter Bauer, der sein Herz ergießt und bei seiner vierschrötigen Daphne Gegenliebe findet, ist eine der unterhaltendsten Gegenstände der Beobachtung. Aber das Spielen der Natur ist bei Weitem pikanter und geistiger, wenn es bei der Klasse der Gemachten vorkommt. Freilich hat man hierbei nicht an Liebeshändel zu denken; an der Wirthstafel, auf dem Spaziergange, kurz, bei den alltäglichsten und unbedeutendsten Verrichtungen kann man die Natur in der erheiterndsten Abstufung bei ihnen spielen sehen. Man fühlt sich um so mehr befriedigt, wenn man darin eine Rache der Natur an einem Benehmen entdeckt, dessen Aufgabe die Unterdrückung und Verwischung jeder Natur und Natürlichkeit ist. So findet es sich denn nach dem Gesetz, daß die Extreme sich berühren, wirklich, daß die gemachtesten Menschen zu Zeiten die natürlichsten sind. Wenn die Herren M., K., P., Z., und die Fräulein B., F., K., L.,

und Mesdames D., F., S., T., wüßten, daß und warum ich hierbei an sie denke, sie würden die Beobachtung auf den Blocksberg und den Beobachter nach Sibirien wünschen. Was kann es aber helfen? Sie müssen sich fügen, sie müssen ihren Tribut zahlen: der Beobachter ist der König der Gesellschaft, und er fühlt sich um so erhabener, wenn die Beobachteten, die von ihnen dargebotenen Blößen oder Beobachtungsreize selbst nicht ahnend, mit einer gewissen naturhistorischen Passivität sich zur Musterung präsentiren. Es fällt mir hierbei namentlich ein Mann ein, der durch sein Aeußeres und besonders durch seinen naturhistorisch gezogenen Bart- und Haarwuchs bei seinem ersten Auftreten hier Jemanden zu dem unwillkürlichen Ausruf brachte: „Ein Llama!" Der Vergleich war so treffend, daß man seitdem den Mann nicht mehr ansieht, ohne zu denken oder zu sagen: „Ein Llama!" Er aber, der sich wahrscheinlich noch niemals im Spiegel der Naturgeschichte gesehen, tritt fortwährend ganz prätensiös auf, setzt sich mit vornehmer Nonchalance in die Gesellschaft, und läßt ganz unbewußt und mit naturgeschichtlicher Passivität „das Llama" an sich studiren. Wie dieser Mann mit äußerlichen, so halten

hundert Andere mit innerlichen Eigenschaften dem Beobachter Stand, ohne das mindeste Widerstreben.

Es gibt Menschen, namentlich aus der feineren Welt, welche, selbst Beobachter, es sofort herausgebracht haben, wenn sie beobachtet werden und in ihrem hiernach eingerichteten Benehmen nichts so sehr erstreben, als den Schein, daß sie sich nicht beobachtet glauben. Es gibt bei dem Beobachtungsgeschäfte keinen größern Spaß, als solche gesellschaftliche Schauspieler durch Beharrlichkeit zur Verzweiflung zu bringen, sie zu dem Zugeständniß zu nöthigen, daß sie sich beobachtet und wohl gar errathen wissen. Auf diese Weise habe ich neulich, ohne unverschämt zu sein, einen vornehmen Weltmann der routinirtesten Sorte sogar genöthigt, einen freundlichen Diskurs mit mir zu beginnen und sich hinterher zu erkundigen, ob ich — zur Polizei gehöre. Uebrigens gibt es noch eine Sorte solcher Weltleute, an denen alle derartige Mittel und Kraftstückchen der Beobachtungskunst zu nichte werden und dies sind die — Diplomaten. Ein wahrer Diplomat ist wie eine lebendige Bildsäule: er hört dich nicht, er sieht dich nicht und hört und sieht doch Alles, aber du merkst es ihm nicht an. Ich verfolge

jetzt einen Diplomaten schon seit vierzehn Tagen, um ihn zur Verzweiflung zu bringen; am Ende bringt er mich dazu.

Wenn man den Beobachter spielt, wie ich mir denn für diese Badezeit zu meiner Unterhaltung vorgenommen habe, so hat man nichts so sehr zu beobachten, als daß man nicht in seiner Eigenschaft erkannt werde. Wenn die Leute einmal wissen, daß sie einen Beobachter vor sich haben, so wird man gemieden und geflohen wie ein Spion. Man ist aber auch ein Spion, und Mancher mag sich lieber von einem Polizei-Spion, als von einem Spion der Menschenkennerei ins Auge gefaßt wissen. Ein Lichtenberg muß für Viele ein gefährlicher Mensch gewesen sein. Nur Wenige können den Gedanken ertragen, daß man ihre Eigenschaften und Manieren in sein Beobachtungsbuch einregistrirt, und das ist ein übles Zeichen der Zeit. In diesen Betrachtungen hatte ich mich vor Kurzem so festgesetzt, daß ich wieder zu einer neuen Klassifikation gelangt war und die Beobachteten eintheilen wollte in solche, die das Beobachten ertragen, und in solche, die es nicht ertragen können. Die Erstern sollten natürlich alle zu den Geistreichen gehören und ein gutes Gewissen

haben, die Letztern nicht. Mit dieser Klassifikation wäre ich indeß bald übel weggekommen. Eine hübsche Dame, die mir ebenfalls den Beobachter angemerkt hatte, suchte mein Beobachterauge durch ihre wiederholte Erscheinung förmlich auf, statt es zu fliehen. Meinem Wunsche, die Geistreiche mit dem guten Gewissen näher kennen zu lernen, entsprach sie endlich unaufgefordert dadurch, daß sie mich zu sich einladen ließ. Ich ging zu ihr und fand, daß ich im Beobachten noch ein großer Stümper gewesen war. Seit der Zeit will sie nicht mehr beobachtet sein.

Soll ich Alles aufschreiben, was ich hier beobachte? Es wäre vergebliche Mühe, denn Anekdoten oder Abenteuer kommen nicht alle Tage vor, und die interessantesten Beobachtungen, die man macht, nehmen sich geschrieben gar nicht aus, lassen sich sogar nicht wiedergeben. Nur ein Paar Skizzen hat mir die Langeweile diktirt, wenn das Podagra mich im Zimmer zurückhielt, und diese reiß' ich aus meinem Notizbuch heraus.

2.

Was ist der Mittelpunkt dieses Ortes? Wo ist sein Kopf, sein Herz oder wie man es nennen

mag? Ist es die schöne Kirche? Ist es das Rathhaus? Ist es der Markt? Sind es die Badeanstalten? Ist es der Brunnen? Nein, es ist die — Bank. Also gehen wir zur Bank. Wer nicht auf der Bank gewesen, ist nicht im Ort gewesen, er hat den Leib, nicht die Seele kennen gelernt. Der grüne Tisch ist die öffentliche Table d'hôle, wo die schöne Fortuna der fashionablen Welt servirt und nach aufgehobener Tafel in der Regel die Bauchgrimmen und Indigestionen des Unglücks zurückläßt. Ich urtheile nicht so sehr rigoristisch über das Bankspiel, aber dennoch, als ich kürzlich in einer Straße an einem Baderhause ein Schild mit der Aufschrift erblickte: „Hier werden Schröpfköpfe gesetzt" — konnte ich nur schwer der Versuchung widerstehen, in der nächsten Nacht das Baderschild über die Thüre des Spielhauses zu hängen. Meine Ansicht ist, daß man der Freiheit zu nahe tritt, wenn man den Leuten alle Wege abschneidet, ihr Glück zu versuchen; die Gelegenheit, sein Geld zu verlieren, muß dem freien Mann eben sowohl freistehen, als der Versuch, Geld zu gewinnen. Diese Freiheit ließe sich bei moderirenden Einschränkungen der Art und der Höhe des Spiels immer bewahren,

ohne daß sie bedeutende Mißbräuche zur Folge hätte. Es scheint mir also nicht recht gethan, die Sache bloß aus dem moralischen Gesichtspunkte zu betrachten und somit das ganze Glücksspiel zum Tempel hinaus zu jagen. Aber dennoch betrete ich den Spielsaal mit nicht minderer Bitterkeit, als der Moralrichter. Was mich bei dem Spiele empört, das sind hauptsächlich die Kroupiers. Diese Leute ist man mitunter versucht, für eine besondere Menschenraçe zu halten, denn sie haben etwas an sich, das man an andern Menschen gar nicht wiederfindet. Dies Gemisch von Kaltblütigkeit und dabei von Gier, von Gedankenlosigkeit und dann wieder von Geistesgegenwart, von Zuvorkommenheit und dabei von Frechheit, von Zuthulichkeit und dabei von Herzlosigkeit, dies finanzielle Henkerwesen, das die Leute mit einem hergebrachten Anstande der Berechtigung abthut, wie man eine Tasse Kaffee trinkt oder eine Pfeife raucht — dies ganze Kompositum von Eigenschaften und Manieren, von denen auch nichts, gar nichts einen menschlichen Eindruck zurückläßt, ist mir in der innersten Seele zuwider und verscheucht alle Grundsätze der Humanität, wie ein Wolf die Lämmerheerde. Man wird hart, revolutionär,

denkt an Politik, an die Croupiers der Völker und wäre im Stande, Menschenblut zu vergießen. Man mögte geradezu des Teufels werden, wenn man die Herren mit ihren überhangenden Bäuchen, in denen die Resultate ihres Geschäfts verkörpert sind, über den niedrigen Tischen thronen, mit der malitiösesten Monotonie die Orakel der Fortuna verkünden und mit den hölzernen Harken, deren Ton so herzlos-eintönig ist, wie die Stimme ihrer Herren, die Ernten ihrer verführerischen Saat zusammenharken sieht. Man meint übrigens, daß Leute, die eine solche Beschäftigung und mit ihr das Bewußtsein einer gewissen Anrüchigkeit haben, stets um so artiger und demüthiger gegen Diejenigen sich benehmen müßten, denen sie ihre Existenz verdanken. Aber nicht bloß daß sie kein Gran von Mitgefühl und Condolenz gegen die Verlierer besitzen, sie betrachten und behandeln sogar mitunter das spielende Publikum mit Geringschätzung, mit übermüthiger Verachtung. Ich habe sie die empörendsten Glossen über die Fremden machen hören, die sich um den grünen Tisch einfanden. Es ist, als wollten sie mitunter die Spieler fühlen lassen, daß dieselben sich in ihrer Leidenschaft zu Dienern solcher Diener machen, daß ihre Lei-

denschaft um den Preis der Befriedigung sich sklavisch Alles gefallen läßt, gefallen lassen muß. Aber auch die Leidenschaftlosen sind nicht vor ihnen sicher. Mir z. B. zog es eine flüsternde, höhnische Bemerkung eines Croupiers zu, daß ich meist den Beobachter spielte und nicht den Spieler. Dadurch piquirt legte ich für einen Augenblick mein schlichtes, bürgerliches Inkognito ab und setzte ganz kaltblütig neben den Croupier eine Rolle mit hundert Friedrichsd'or, die ich eben von meinem Bankier geholt hatte, auf das rothe Feld. Der Croupier schlug die Karten um, und — „Roth" hatte gewonnen. Der Mensch verlor zum ersten Mal sein kaltblütiges Henkerwesen und wurde menschlich; ich aber strich mit um so größerer Ruhe die zweihundert Friedrichsd'or ein, bat den Croupier um seinen Namen und empfahl mich. Am andern Tage, als er von seinem Geschäft nach Hause kam, fand er auf seinem Tisch eine fünf Fuß lange, aus Holz sehr sauber gezimmerte Nase.

Eine noch größere und anhaltendere Genugthuung verschaffte mir einer der fremden Spieler, ein alter Mann, abgemagert bis auf die Knochen, mit grauem, ins Grünliche spielendem Haar und Bart, mit gelbgrünlicher, tiefgefurchter Haut, tief-

liegenden, halb erloschenen Augen und — mit einer so duftigen, durchdringenden Beredtsamkeit, daß sogar die gegenübersitzenden Spieler ihm auswichen und daß man meinte, man müsse das Gold auf dem Tische grün vor ihm anlaufen sehen. Dieser Mann, der sich regelmäßig und pünktlich am Spieltisch einfand, hatte die Leidenschaft, sich stets dicht neben den besagten Croupier zu stellen, und da er viel sprach und dabei viel gewann, so war er für seinen Nachbar ein Mann von unvermeidlichster Unausstehlichkeit, welche noch um hundert Prozent dadurch im Werthe stieg, daß er taub war und den Croupier stets ins Gesicht fragte, was er gesagt habe. Der Croupier mogte sich geberden und winden, wie er wollte, der Alte ließ nicht von ihm ab und sein Hauch verfolgte ihn wie ein böser Athem der Nemesis. Ich fühlte die süßeste Rache für hundert unglückliche Spieler, wenn ich den Croupier so in verzweifeltem Kampfe mit dem Athem des Alten sah. Ein ganzer grüner Tisch, von solchen ekelhaften Spielern besetzt, wäre der Tod der Croupiers und würde ihrem Geschäft in zwei Tagen auf eine im Kabinetsrath der Nemesis ausstudirte Weise ein Ende machen. Uebrigens gibt es hier noch eine andere Art von

Erwerbern, die nicht durch den Athem der Leute belästigt werden, indem sie hinter ihnen stehen. Als ich vor einigen Tagen aus dem Spielsaale gekommen war, vermißte ich in den Rocktaschen mein Taschentuch und meine Brieftasche. Da muß man ja partout bankerott werden, wenn man von vorn und von hinten zugleich geplündert wird.

3.

Es versteht sich, daß ich nicht umhin gekonnt habe, auch das hiesige Theater einmal zu besuchen. Nur ist es mir schwer geworden, zum Entschluß zu kommen, da die Auswahl der Stücke hier noch geistloser ist, als anderwärts. Es scheinen Gesundheitsrücksichten zu sein, welche die Direktion bestimmen, den Besuchern nicht zu viel Geistesanstrengung zu verursachen. Heute Oper, morgen Oper, nichts als Oper. Endlich hat man einmal eine Abwechselung für gut befunden: es wurde Schiller's „Kabale und Liebe" gegeben. Und was war der Erfolg? Es wurde ganz gut gespielt, aber — beinahe vor leeren Bänken. Seltsam! Wenn auch die Schiller'sche „Liebe" nicht mehr in der Mode ist, so ist es doch die „Kabale" um

so mehr und die Sympathie für die letztere hätte namentlich in diesem Orte auf ein größeres Publikum hoffen lassen.

Uebrigens hat die „Kabale und Liebe" sehr ansteckend auf mich gewirkt. Nicht die „Luise" hat mich in Gefahr gebracht, denn sie ist mir zu sentimental, aber die „Lady Milford". Sie wurde repräsentirt von einer Frau, welche mit einem reizenden Aeußern eine ganz bezaubernde Anlage für solche Rollen besitzt, die mit moralischem Salz und Pfeffer bestreut sind. Ihre sonore, leidenschaftliche Stimme war wie gemacht für die Herausfoderungen der Koketterie und ihre stolze Haltung sprach es aus, daß sie beständig auf der Mensur der Liebe stand. Man dachte unwillkürlich: in der That, mit solchem Weibe mögt' ich mich in den Pikanterien einer zärtlichen Feindschaft messen. Edelmuth und dabei Intrigue, Hingebung und dabei Stolz, leidenschaftliche Innigkeit und dabei berechnende Kälte — das sind Eigenschaften, die einen Mann nicht befriedigen, aber fesseln, nicht erheben, aber jedenfalls herausfodern müssen. Dahin bringt es auch der kälteste Verstandesmensch nicht, daß er nicht für die Reize eines Weibes noch Phantasie und Romantik übrig hätte. Die

Lady Milford war wirklich reizend und ich habe ihren Liebeshandschuh aufgehoben. Ihre Eigenschaften erhalten allerdings einen schmutzigen Anstrich durch das Amt, welches sie bekleidet, aber das Stück enthält wenigstens nichts, was in den Wirkungskreis ihrer eigentlichen Hofqualität fällt, und dadurch erhielt die darstellende Künstlerin freie Hand, mit dem interessantesten Theil der Rolle zu ihrem Vortheil zu schalten, ohne durch den widrigen Theil derselben benachtheiligt zu werden. Und diesen Vortheil hat sie so vortrefflich auszubeuten gewußt, sie hat ihre Rolle so reizend idealisirt, daß — nun das Weitere hab' ich schon gesagt.

Doch das weibliche Personal hat mich nicht so weit in Anspruch genommen, daß ich nicht auch Aufmerksamkeit auf das männliche verwandt hätte. Namentlich hat mich der Darsteller des Sekretärs „Wurm" befriedigt. Er ließ zwar seinem Präsidenten gegenüber, den er als Mitwisser eines geheimen Verbrechens so zu sagen in der Hand hatte, etwas von jener halben Impertinenz vermissen, welche bei gemeinen Seelen da, wo sie sich sicher wissen, auch durch die größte Devotion hindurchschimmert; im Ganzen aber zeigte er, daß

er die nicht leichte Kunst verstand, eine Charakterrolle zu zeichnen. In der Szene, wo er der Luise Miller den höllischen Brief diktirt, warf diese bei einer plötzlichen Aufwallung des Abscheus die Feder weg. Bei der spätern Fortsetzung des Briefs nahm sie eine andere Feder aus dem Dintenfaß. Indem sie mit dieser schrieb, zog Sekretär Wurm kaltblütig das Federmesser aus der Tasche, hob die hingeworfene Feder auf, schnitt sie mit sekretärischer Kunst zurecht und in dem Augenblick, wo Luise mit dem Brief zu Ende kam, spielte er ihr, wie der deutlichern Unterschrift wegen, die frischgeschnittene Feder in die Hand und sie unterschrieb damit in opfermäßiger Folgsamkeit ihr Todesurtheil. Dieser kleine Zug übte eine ganz dämonische Wirkung aus. Solche kleine Zuthaten sind es überhaupt, welche den denkenden Künstler verrathen, während die gewöhnlichen Schauspieler auch bei der gewandtesten Gestikulation und der schönsten Deklamation nur Komödianten bleiben. Namentlich bei Seidelmann hatte man Gelegenheit, die Anwendung solcher Zuthaten zu beobachten, die aber niemals so auffallen dürfen, daß sie auf die Rolle gepfropft zu sein scheinen. Sie müssen sich mehr durch ihre Wirkung als ihre Erscheinung

verrathen. Ich rechne hierher auch die eigenthümlichen Töne und das teuflische Blasen, deren sich Seidelmann als Mephistopheles bediente. Wenn einer seinem Beispiel folgen will, so mögte ich ihm noch ein Kunstmittel empfehlen, das von erschütternder Wirkung sein müßte, nämlich ein aus dem Hintergrunde des Theaters hervortönendes Echo der prägnantesten Endworte des Mephistopheles. Zum Beispiel: Mephistopheles sagt:
„Nichts Abgeschmackteres kenn' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt."

Darauf spricht das Echo im Hintergrunde, in gezogenem Ton verklingend: — — — — „zweifelt!"

Die Lehre von den künstlerischen Zugaben bei der Darstellung schien sich heute Abend auch die Frau des Musikers Miller gemerkt zu haben. Im Stücke ruft sie irgendwo (es ist von Luisen die Rede) schmerzlich aus: „das Lamm!" Auf der Bühne rief sie aus: „das Wurm!" Indem sie, den Sekretär Wurm im Kopf, von diesem bösen Geiste des Stücks einen so ergreifenden Gebrauch machte, dachte sie wahrscheinlich so: wo von einem Frauenzimmer die Rede ist, darf es nicht heißen „der Wurm"; „die Wurm" geht auch nicht an,

„die Würminn“ noch weniger, es bleibt also nur als juste milieu übrig: „das Wurm!“ Das Publikum rief: da capo!

4.

Unter den Fremden, die ich hier herumspazieren sehe, finde ich keinen amüsantern, als einen gewissen teutschen Literaten oder Poeten, der seine Biographie mit der Erinnerung bereichern will, daß er eine Badesaison verlebt habe. Krank ist der Mann nicht, wenigstens hat er keine Krankheit, die man mit Mineralwasser heilt; das einzige Wasser, das ihm dienen könnte, wäre Lethewasser, damit er seine Eitelkeit ablegen lernte. Was diese gute Seele auszeichnet, das ist der selbstverläumderische Glaube, er sei berühmt. Es ist zum Todtlachen, wenn man ihn mit selbstgenügsam zusammen gezogenem Munde durch die Straßen und Promenaden wandern und die Last seiner Unsterblichkeit hochschulterig umhertragen sieht. Daß man ihn hier am Orte so wenig kennt, als man ihn in der Literatur nennt, glaubt er so wenig, als daß seine Gedichte keinen Heller werth sind. Man muß ihn sehen, wie er nach den Blicken

der Vorübergehenden hascht und die vermeintliche Ueberraschung der Fremden über den Anblick des großen Mannes mit seitwärts blinzenden Augen belauert; wie er, so oft neue Ladungen von Fremden ankommen, mit scheinbarer Achtlosigkeit an deren Absteigequartieren vorüberstreicht, um die Ankömmlinge gleich mit der Ueberraschung zu bewillkommnen, daß der große Mann noch da sei. Es ist kein Buchladen im Orte, bei dem er nicht schon nach seinen Gedichten gefragt hätte, und nirgends sind sie zu haben — Alles vergriffen. Mitunter geht er ein Paar Tage auf's Land, bloß um sich bei der Rückkehr von Neuem in die Fremdenliste eintragen zu können. Zu gleichem Zweck wechselt er alle vierzehn Tage die Wohnung. Neulich hat er auch das Glück gehabt, in einem Journal, das viel Geschäfte in Aufenthalts- und Reisenachrichten macht, der Welt zu wissen zu thun, daß außer andern distinguirten Personen der Dichter N. „zu Bad N." die Saison zuzubringen gedenke. An dem Tage, wo das betreffende Blatt anlangte, war er gar nicht von der Straße zu schlagen. Die ganze Literatur wird in Bewegung gewesen sein, als sie die Nachricht las, daß N. zu N. sei; in N. aber wurde die

ganze Saison hindurch gespielt, geliebt, getrunken, getanzt, gelustwandelt und, der Himmel weiß, was sonst noch, aber an den Dichter N. hat keine Seele gedacht. Man muß es wohl glauben, daß die Unsterblichkeit eine herrliche Sache sei; was mir aber am Besten an ihr gefällt, ist dieß, daß man sie so hübsch vorwegnehmen kann. Der Dichter N. konsumirt täglich ein solches Quantum Unsterblichkeit, daß zehn Mann genug daran hätten, und ist er gestorben, so hat er seine Unsterblichkeit weg, während Andere sie erst von der Nachwelt erwarten. Es lebe die Unsterblichkeit!

5.

Es gibt hier ein ganzes Heer von Künstlern, welche nothgedrungen und uneigennützig eine öffentliche Kunst ausüben, um deren willen ich sie herzlich bedaure, die aber doch auch ihre humoristische Seite hat. Diese Kunst besteht im Hinken. Hier gibt es alle mögliche Sorten von Hinkenden; der Eine hinkt mit dem Rücken, der Andre mit den Hüften, der Eine mit dem rechten, der Andre mit dem linken Bein, der Eine vorwärts, der Andre rückwärts. Wenn man je-

den Einzelnen betrachtet, so drängt sich nur das Gefühl des Bedauerns auf; wenn man aber eine ganze Gesellschaft beisammen, wenn man die Hinkenden in Masse sieht, so kann man sich wirklich mitunter der Vorstellung nicht enthalten, sie trieben ein Geschäft damit, eine Kunst, die erlernt sein wolle, und in welcher der Eine Anfänger, der Andere Doktor, der Dritte Virtuose sei. Wenn ich über die Hinkenden scherze, so mag mir das erlaubt sein, da ich mit meinem Podagra selbst zu ihnen gehöre. Es muß meinen Kollegen ein Trost sein, wie mir, wenn sie über ihre Atitüden und Figuren lachen können. Freilich mag das nicht immer gelingen. Man sieht mitunter Invaliden aus dem Heere des Amor und des Bachus, die wie lebendige Biographien über die Straße schleichen und die nur warnen, nicht zum Lachen reizen mögen. Welch ein beruhigendes Gefühl für das schöne Geschlecht, daß es unter diesen Leidenden so selten vertreten ist! Hinkende Damen sind Seltenheiten. Auf dem Manöverplatze der Hinkenden sieht man die Schönen nur als Adjutanten, als Stützen am Arm ihrer verlebten Männer und Väter. Unter den Pflanzen

werden die Blumen von den dürren Stäben, unter den Menschen die dürren Stäbe von den Blumen gestützt.

6.

Nein, das war fürchterlich! Ich habe sonst eiserne Nerven, aber diese Probe war zu stark. Heute Vormittag gehe ich in eine Badeanstalt und lasse mir eine Zelle anweisen. Diese Zellen befinden sich alle neben einander, nur durch eine dünne Wand getrennt, welche aber nicht an die Decke reicht, so daß die Luft über sämmtliche Bäder in einem Zug wegstreichen und man in dem einen Bade ziemlich deutlich hören kann, was im andern vorgeht. Kaum war ich in mein Bad hinabgestiegen, als ich in einem benachbarten ganz eigenthümliche, bald ächzende, bald knurrende, bald weinerliche, bald scheltende Töne vernahm, so daß ich wirklich nicht wußte, ob sie von menschlichen oder sonstigen Wesen herkamen. Ich lauschte. Die Töne wurden immer lauter und verworrener. Mitunter mischte sich ein lauter Schrei, dann ein wahres Brüllen hinein. Zugleich aber wurde diese fürchterliche Musik durch ein lebhaftes Geplätscher

im Wasser akkompagnirt. Anfangs kam mir die Sache lächerlich vor. Als aber das Getön immer lauter, der Lärm immer anhaltender wurde, wandelte mich einige Besorgniß an. Ich dachte mir, es müsse Jemand vom Schlage gerührt und in der Gefahr des Ertrinkens sein. Bei aufmerksamerm Horchen unterschied ich jedoch mehre Stimmen; zwei davon waren offenbar Weiberstimmen, aber sehr bejahrte und widrige, die dritte war eine Männerstimme. In den Tönen des Mannes lag etwas Leidendes, Verzweiflungsvolles, in denen der Weiber etwas Zusetzendes, jedenfalls etwas, das ihre Ueberlegenheit über den Mann kund that. Sollten die Weiber den Mann vielleicht gebunden haben und mißhandeln? Sollten sie wohl gar im Begriff sein, ihn zu ersäufen? Wer weiß, welche Furien und Verbrechen sich in diesen Aufenthalt aller Raçen und Gesinnungen verlaufen mögen! Mit diesen Gedanken beschäftigt, überlegte ich, ob ich mich nicht rasch wieder anziehen und dem armen Mann zu Hülfe eilen solle. Da wächst auf einmal das Durcheinander von Geschrei, Geheul, Geplätscher und Gepolter zu einem so furchtbaren Getöse an, daß man sich in einer Menagerie der wildesten Bestien

zu befinden glaubt, die ihre Käfige zerrissen und in wüthendem Kampfgetümmel mit den Wärtern und dem Publikum begriffen sind. Es war, als hätten sich die drei Stimmen zu zwanzig, dreißig der verschiedensten Art und Stärke vervielfältigt. Jetzt war jeder Zweifel in mir verschwunden, daß man im Begriff war, ein gräßliches Verbrechen zu begehen. Im Nu bin ich aus dem Wasser, werfe mir das Hemde über, stürme hinaus, rufe mit mörderischer Stimme Hülfe und Polizei, und trete mit gewaltigem Stoße an dem Mörderbade die Thüre ein. Was erblicke ich? Zwei alte Weiber, von der aufgestoßenen Thüre erfaßt, fliegen mit entsetzten Gesichtern nebst ein Paar Stühlen in die Ecke, und seitwärts blickt mich mit gleich entsetztem Gesicht aus dem Bade ein alter, in einander gekrümmter, mit — Blut überlaufener Mann an. Im Begriff, die beiden Weiber zu fassen, um sie den Händen des Badewirths und der Gerechtigkeit zu überliefern, lasse ich den Blick nochmals auf den unglücklichen Mann fallen und sehe das Opfer an Beinen, Hüften und Schultern mit ungeheuren kupfernen Nägeln bedeckt, die ihm tief in's Fleisch geschlagen sind. Gräßliches Verbrechen! Zugleich aber einen Blick

auf den Tisch werfend, sehe ich auch dort eine Menge dieser Mordwerkzeuge, aber ohne Spitzen, nur hohle Köpfe .... Ich war wie vernichtet! Ihr werdet mich fragen, ob ich niemals — Schröpfköpfe gesehen hatte? An meiner Stelle würdet ihr nicht so rasche Besinnung gezeigt haben; doch das Räthsel habt ihr gerathen. Der alte Mann war kontrakt, so kontrakt, daß er bei der leisesten Bewegung vor Schmerz stöhnte und schrie; die eine der alten Frauen war ein weiblicher Bader und die andere war die besorgte Ehehälfte des Vielgequälten, welche die Schröpfkur, die nach der Verordnung des Arztes in einem warmen Bade vorgenommen werden mußte, liebend und helfend überwachte. Schicksal, was hatte ich gethan! Nur durch die triftigsten Entschuldigungen und die glaubhaftesten Aufklärungen über das tragische Mißverständniß konnte ich mich davor sichern, daß nicht die Szene sich umkehrte und die Polizei gegen mich aufgeboten wurde.

Wäre ich übrigens ein Maler, so würde ich die Szene malen, welche sich durch die aufgestoßene Thür nach meinem gewaltsamen Eindringen dem erstaunten Blick der herzugelaufenen Haus-

bewohner darbot, und aus welcher ich mich im Hemde bescheiden und beschämt in meine Zelle zurückzog.

7.

Neben meinem Logis wohnt ein Engländer, ein personifizirtes Kuriosum. Er ist ein wahrer Virtuose in der Kleinigkeitskrämerei. Für diesen Mann existirt gar keine Außenwelt, seine ganze Welt ist sein Häuschen und sein Gärtchen. In einem Gärtchen von zwanzig Schritt Länge und zehn Schritt Breite ist er jetzt schon seit Monaten Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend beschäftigt. Er hat so viel Garten-Geräthschaften, daß er die sämmtlichen Anlagen meines Freundes Pückler zu Muskau damit bedienen könnte, und diese sämmtlichen Geräthschaften setzt er alle Tage auf einem stubengroßen Terrain in Bewegung. Es ist kein Steinchen in seinem Garten, das er nicht kennte und nicht schon hundert Mal umhergeharkt, kein Gräschen, das er nicht schon besichtigt, kein Blümchen, das er nicht erzogen, kein Insekt, das er nicht schon verfolgt oder sonst in Behandlung genommen hätte. Mit einer wahrhaft

preußischen Bevormundungssucht macht er sich über Alles her, was in sein Gebiet gehört: er bevormundet das Sandkorn auf dem Wege und den Grashalm auf dem Rasen. Man spricht mitunter von Insektenseelen; dieser Mann muß eine haben, die nicht größer ist, als eine Maikäferseele. Uebrigens beschäftigt er sich nicht bloß mit dem Mineralreich (der Gartenerde) und dem Pflanzenreich (seinen Blumen und Gräsern), sondern auch mit dem Thierreich. Er hat eine Menagerie. Eigentlich sollte sie aus Fliegen, Spinnen, Maikäfern, Schmetterlingen ꝛc. bestehen, sie besteht aber aus vier- und zweibeinigen Geschöpfen, ja, sogar aus beinlosen, nämlich Fischen. In seinem unermeßlichen Park hat er auch einen — Fischteich angelegt. Derselbe mißt zwei Fuß im Durchmesser und hat eine Tiefe von mindestens sechs Zoll. In diesem See schwimmen etwa sechs jener kleinen Stechbarsche umher, die man in Feldgräben zu finden pflegt. In der Nähe des Sees ist ein Berg angelegt, von wenigstens vier Fuß Höhe. Darauf stellt sich mitunter der Sohn des meerumspülten Albion und sieht in den Fluten unter sich dem Spiel der Felddelphine zu. So oft ich ihn dort sehe, wandelt mich immer die Angst vor einem

Unglück an. Wenn nun, so denke ich mir, die Zeit erscheint, wo die Delphine Eier legen, wenn dann durch die Eier der See zum Ueberlaufen kommt und die Ueberschwemmung plötzlich den neuen Noah ohne Arche umringt, erfaßt, mit sich fortreißt — das Schicksal behüte diesen Mann, der Familienvater ist, vor solchem Unglück! Ich werde sofort zu ihm gehen und ihn auf die Gefahr aufmerksam machen.

8.

Meine Ahnung ist in Erfüllung gegangen. Ich habe seit meinem Hiersein immer gefürchtet, daß ich mit meinen Beobachtungen und Bemerkungen eine Revolution hervorrufen würde. Die ist denn nun wirklich erfolgt und ihre Träger, man denke sich, waren die Vertreter der Harmonie, die Musiker. Gleich Anfangs schon fiel es mir auf, daß alles geistige Interesse, welches in diesem Ort zu finden ist, sich in die Musik gerettet hatte. Auf Bällen Musik, in Konzerten Musik, in den Promenaden Musik, im Theater Musik, in den Gasthäusern Musik, überall Musik. Auch spielten im geselligen Leben die Musiker, die

Sänger, die Sängerinnen, die Virtuosen, die Dilettanten u. s. w. hier überall die Hauptrolle. Das Unwesen wuchs zur höchsten Höhe, als vor kurzer Zeit ein ausgemergelter Prinz mit seinem ausgemergelten Hof sich hier niederließ, um durch eine neue Umgebung seine Lebensgeister wieder auffrischen zu lassen. Da wurde denn musizirt und dilettirt und fetirt, daß Einem Hören und Sehen hätte vergehen können. Ich kam hierdurch auf den Einfall, dieser musikalischen und künstlerischen Welt auf eine dem Anschein nach absichtlose Weise eine Diversion zu machen und ließ folgende barocke, aus Wahrheit und Uebertreibung absichtlich zusammengesetzte, aber auf die hiesigen Zustände und Personen genau berechnete Bemerkungen in ein hier erscheinendes Blatt einrücken:

„1) Wer bloß Künstler ist, der ist nur ein halber Mensch. Die Kunst ist nicht das Leben, aber das Leben ist die Kunst.

2) Keine Kunst hat engere Grenzen, als die Musik. Um das Gebiet derselben zu erweitern, achtet man die wirklichen Gränzen nicht und macht aus der Kunst Künstelei und aus der Künstelei eine Stärke.

3) Das wahre Gebiet der musikalischen Kunst ist beschränkt auf die Melodie. Die Zeiten der Melodie sind einstweilen vorbei und die meisten Musikkünstler sind paraphrasirende Affen der begrabenen Meister.

4) Ich kenne keine einzige Note und eben aus diesem Grunde traue ich mir ein Urtheil über Musik zu.

5) Eine Musik, die den Laien nicht anspricht, ist ohne musikalischen Werth.

6) Ein Lied mit hübscher Melodie, von einer guten Drehorgel vorgetragen, macht auf mich mehr Eindruck, als ein ganzes neumodisches Konzert.

7) Die Musikwuth der meisten Menschen beruht auf ihrer Leerheit. Die Musik bietet das geeignetste Mittel, etwas zu leisten, ohne etwas zu sein, und zu unterhalten, ohne Geist zu haben.

8) Könnten wir auf zehn Jahre die Musik aus unserm Leben streichen, wir würden fünfzig Jahre für unsre Vernunftreife dadurch gewinnen.

9) Viel Musik macht den Geist krank und verweichlicht den Charakter; Musik cum grano salis veredelt beide.

10) Ein gutes Schauspiel ist mehr werth, als zehn gute und zwanzig schlechte Opern.

11) Die Oper ist die Klippe für die Musik und der bunte Kirchhof für die Poesie.

12) Der Fluch der Oper haftet nicht bloß an dem Mißbrauch, den sogenannte Künstler so oft von dieser Erfindung machen, sondern auch an der Gattung. Eine gute Oper würde nur eine solche sein, in welcher der Poesie wie der Musik ihr Recht widerführe. Dann hörte sie aber wahrscheinlich auf, Oper zu sein. Unsre jetzige Oper kann nur leben auf Kosten der Poesie und des gesunden Menschenverstandes. Deshalb sagt Müllner mit Recht: „Die Oper ist ein Rührei von Kunst und Unsinn."

13) Die Musik ist die Sprache des unbestimmten Gefühls und der überschwenglichen Phantasie. Diese Sprache beginnt, wo die andere aufhört oder noch nicht begonnen hat. Die Töne lösen die Worte ab, wo diese sich zum Ausdruck unverkörperbarer Empfindungen für unzureichend erklären. Dadurch ist zugleich der Musik ihre Gränze gewiesen. In das Gebiet des Verstandes, dessen Sprache Worte sind, darf sie sich nicht wagen. In der Oper aber wagt sie sich hinein, dort will sie nicht bloß Empfindungen, sondern auch Situationen, nicht bloß Andeutungen, son-

dern auch Bezeichnungen darstellen und ausdrücken. Sie will die Wortsprache verdrängen, statt sie bloß zu begleiten, und damit sie bei dieser Repräsentation die Probe bestehe, bedarf sie der Geistlosigkeit.

14) Ein Vorschlag zu einer Oper. Man schaffe ein vollständiges Drama und lasse, ohne der Natur Abbruch zu thun, einen unsichtbaren Geisterchor, der bald durch Männer-, bald durch Weiberstimmen, bald sogar durch bloße Instrumentalmusik repräsentirt wird, in geeigneten Augenblicken, wo das Gemüth durch die Worte des Stücks gehörig vorbereitet ist, sich in den Gang desselben einmischen und zwar immer so, daß sein Zusammenhang mit dem Stück sich deutlich macht. Am Besten geschähe dies vielleicht am Ende, mitunter auch vor dem Beginn von Akten und Szenen. Die Sprechenden dürften nie durch diese Musik, von deren Existenz sie vielleicht gar keine Notiz zu nehmen hätten, unterbrochen oder in Anspruch genommen werden und nur, wo wirkliche Lieder von den handelnden Personen vorzutragen wären, dürfte die Musik unter dieselben treten. Eine pantominische Notiznahme wäre vielleicht mitunter gestattet. Eine solchergestalt angebrachte

Musik (sie ließe sich sogar auch im Lustspiele verwenden) würde der Poesie als eine himmlische Gehülfinn zur Seite gehen, niemals aber mit ihrer hehren Schwester in Konflikt gerathen und derselben ihr eigenthümliches Gebiet streitig machen. Sie würde sogar die Aufführung mancher Stücke erleichtern, die jetzt nur selten oder gar nicht zur Darstellung kommen, weil sie nicht bühnengerecht sind. Welche Effekte würde eine wohlangebrachte und dem Text entsprechende Musik im Faust von Göthe hervorbringen! Aber man dürfte nicht, wie es jetzt wohl geschieht, die Musik sich dabei vordrängen lassen.

15) Es gibt vielleicht nichts Lächerlicheres in der Welt, als das offizielle sogenannte Phantasiren, namentlich auf dem Klavier. Höchstens wird diese Lächerlichkeit durch diejenige überboten, daß eine ganze große Konzert-Gesellschaft mit ernstem Gesicht so einen auf Kommando phantasirenden Konzertgeber sein Instrument Viertel-Stunden lang kann betasten und behämmern sehen und dann in dem Augenblick, wo sie einzuschlafen beginnt, plötzlich in rauschendem Applaus wie eine Kette Feldhühner in die Höhe fährt.

16) Fast alle Musikstücke schließen auf gleiche Weise mit einem ohrbetäubenden Anlauf. Man glaubt einen Schnellläufer zu sehen, der in der Nähe des Ziels sich erschöpft fühlt, sich mit einer letzten Kraftanstrengung nach demselben hinschnellt und dann — Plumps! niederstürzt. Beim Schreiben ist für die meisten Leute das Schwerste der Anfang; beim Komponiren scheint das Schwerste das Ende zu sein.

17) Die Poesie ist die höchste Kunst und die höchste Intelligenz ist die höchste Poesie.

18) Ueber die Eindrücke, welche die Musik auf den Menschen macht, hat sich noch Niemand Rechenschaft geben können und Keiner hat sie erklärt. Ich wage eine Hypothese. Die Musik ist das Produkt der Schwingungen, welche die Töne in der Luft hervorbringen. Die Luft ist geschwängert mit Dem, woraus die Seele besteht. Die Art der Schwingungen in dem Meer dieses Seelenstoffs bestimmt die korrespondirende Wirkung in der Seele des einzelnen Menschen. Dieser Hypothese, deren weitere Ausführung ich philosophischen Musikern überlasse, liegt eine materialistische Ansicht von der Seele zum Grunde. Aber der wahre Materialismus ist noch bei Weitem nicht genug

erfaßt und der wahre Materialismus ist der höchste — Idealismus.

19) Ein Improvisator ist ein Mittelding zwischen einem Komödianten, einem Poeten und einem Taschenspieler, oder vielmehr ein Kompositum aus allen dreien.

20) Es gibt in unserer Zeit weniger wahre Musiker als wahre Poeten, aber bei Weitem mehr Musikanten als Poetaster.

21) Schon in Griechenland eiferte man zur Zeit gegen die Musik, weil sie das Volk verweichlichte. Wenn es bei uns fortgeht, wie bisher, so werden wir in nicht langer Zeit ein Volk von Fiedlern und Opernhelden werden.

22) Musik und Musik ist ein Unterschied. Als Eduard I. von England sich das freiheitliebende Wales unterworfen hatte, ließ er die Barden ermorden, damit sie nicht durch ihre Gesänge die alte Freiheitslust wieder aufregten. Barden und — Opernsänger!

23) Violinsaiten werden aus Katzendärmen fabrizirt. Der Bogen manches musikalischen Wütherichs erinnert durch die Töne seiner Saiten an die Herkunft derselben.

24) Dem wahren Künstler ist die Quelle der Kunst die Natur; dem falschen die Kunst selbst.

25) Die Kunst, nach Noten nicht blos zu singen, sondern auch zu sprechen, ist das non plus ultra der Opernkunst. In der „weißen Dame" wird sogar eine Versteigerung nach Noten abgehalten. Wir werden es dahin bringen, daß wir nach Noten Regel-de-Tri-Exempel rechnen und unsre Geschäftsfreunde musikalisch also anreden: „Acht Tage nach Sicht zahlen Sie gegen diesen meinen Primawechsel die Summe von 49 Thlr. 29 Sgr. 11 Pf. Preuß. Kour. Werth in Rechnung." (Die Noten beliebe der musikalische Leser selbst hinzuzudenken.)

26) Wie eng die künstlerische Sphäre der Musik ist, erkennt man daran, daß die geistige Sphäre der Musiker so eng zu sein pflegt, und wie eng diese Sphäre ist, kann man sofort erproben, wenn man sich in sie hineinwagt. Suche die Menschheit zu einem Zelotenheer zu machen, gefährde das Vaterland, zernichte die Freiheit — die Musiker beunruhigst du nicht dadurch und ihr Tempo bleibt wie es war; tritt aber an ihr

Notenbüreau und berühre ihr Instrument — und sofort steht das Orchesterheer der ganzen Gegend wider dich auf und bläs't Sturm. J. J. Rousseau hat sich nicht so viel Feinde durch seine politischen Schriften gemacht, als durch seine musikalischen. Die Musik hat es nur mit dem Gefühl zu thun; kein Wunder, daß der Geist ihr so selten zur Seite steht. Doch hat das Alles wieder sein Gutes. Es ist schlimmer, wenn die Menschen gar nicht, als wenn sie nur durch gewisse Mittel affizirt werden können. Daß sie überhaupt affizirt werden, ist die Hauptsache, und wenn ihr Blut einmal in Zirkulation geräth, so sind sie wenigstens vor dem Schlagfluß gesichert.

27) Ich fragte neulich einen berühmten Kompositeur, warum er nicht einmal den Versuch mache, den Inhalt eines seiner Tonwerke mit Worten anzudeuten? Er antwortete: „Hätten Homer und Virgil Hochdeutsch geschrieben und unsern philologischen Auslegern nichts zu thun gegeben, sie wären nicht halb so berühmt bei uns geworden. Ich werde mich hüten, meine Tonwerke in Worte zu übersetzen, — vorausgesetzt, daß dieß möglich wäre."

28) So lang die Künstler den Despoten nachlaufen, bleibt die Göttin der Kunst zur Hure degradirt.

29) Es gibt Menschen, die so dürr und poesielos sind, daß das schönste Geistesprodukt sie nicht zu affiziren vermag. In einem musikalischen Vortrag dagegen behaupten sie alle Schönheit und Poesie in nuce zu „genießen.“ Sollen sie aber Rechenschaft über die Art dieses Genusses geben, so verschanzen sie sich hinter die Unaussprechlichkeit. Die prosaischsten Menschen affektiren oft das Privilegium einer Empfänglichkeit, die der größte Poet ablehnen muß.

30) Als ich vor einigen Jahren an der afrikanischen Küste Schiffbruch litt, umringten mich die menschenfressenden Wilden, zündeten ein Feuer an, nahmen ihre Messer in den Mund und tanzten mit wüthenden Geberden um mich herum, indem sie eine ergreifende Frühstücks-Arie improvisirten. Diese Vorstellung machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich ganz in die Gewißheit verlor, einer meisterhaften Oper beizuwohnen. In dem Augenblick, wo die hungrigen Wilden ihre Arie in höchster Aufregung beendigt hatten und im Begriff waren, Hand an mich zu

legen, konnte ich mich nicht enthalten, mächtig Beifall zu klatschen und da capo zu rufen. Dieß imponirte den überraschten Wilden der Art, daß sie augenblicklich ausrissen — und ich war gerettet. Dieser Vorfall hat mich zu dem Entschluß gebracht, nächstens in die Oper zu gehen und da capo zu rufen. Dr. Nebel."

Diese dreißig Theses waren es, welche den ganzen Badeort in Aufruhr brachten. „Wer und wo ist dieser Dr. Nebel?" So fragten die musikalischen Leser, so fragte die musikalische Polizei, und sogar der ausgemergelte musikalische Serenissimus ließ es sich angelegen sein, nach dem Verfasser zu forschen. Die gesellschaftliche und polizeiliche Inquisition wurde endlich so zudringlich, daß ich mein in mehr als einer Beziehung mir werthvolles Inkognito gefähdet sah und mitsammt meinem Podagra den Badeort verlassen mußte. Hole der Teufel die Musik, wenn er nicht die Musikanten holen will!

9.

. . . . Hier sind eine Menge Blätter aus meinem Notizbuche verloren gegangen. Nur ein

Schlußblatt finde ich noch, worauf eine Jeremiade über die Miseren und die Langweiligkeit des teutschen Badelebens abgesungen wird. Ich will sie hier nicht wiederholen und bringe bloß noch ein Buch über die Regeneration des teutschen Badelebens in Vorschlag, welches reichen und interessanten Stoff finden würde.

III.

Wunderbare Wege der Vorsehung.

(Fragmente.)

Daß die Wege der Vorsehung sehr wunderbar sind, ist von frommen Leuten schon oft behauptet worden. Weniger oft hat man diese Behauptung durch Thatsachen unterstützt. Fabeln hat man zu diesem Zweck genug erfunden, aber sie haben dem Beweis, den sie führen sollten, mehr geschadet, als genützt. Ich versuche es, demselben durch den wahrheitgetreuen Bericht von einigen wirklichen Begebenheiten zu Hülfe zu kommen, welche es unwidersprechlich darthun, daß unser Schicksal weder durch zufälliges Zusammentreffen von Umständen noch durch die Selbstbestimmung des menschlichen Willens, weder durch unsre

Klugheit noch durch unsre Dummheit, weder durch Menschlichkeit noch durch Unmenschlichkeit, sondern allein durch ein höheres Walten geleitet und entschieden wird. Der Finger der Vorsehung ist so lang, daß man ihn durch alle Zeiten und Zonen verfolgen kann, wenn man die Kurzsichtigkeit des menschlichen Dünkels ablegt und sein sterbliches Auge mit einem gläubigen Fernrohr bewaffnet.

1.

Selbstbegräbniß eines Selbstmörders.

Ich besuchte einst das alte Städtchen B., dessen Umgegend als die Heimath vieler Sagen aus der romantischen Zeit bekannt ist. Bei dieser Gelegenheit gerieth ich auch auf den Kirchhof, wo meine Aufmerksamkeit durch einen großen, eingesunkenen Leichenstein gefesselt wurde, auf welchem ein sehr gut aus Stein gemeißeltes, schon halb verwittertes Gerippe eines Hundes kauerte. Sollte hier wirklich ein Hund begraben sein? dachte ich. Eine solche Toleranz würde an's Wunderbare grenzen. Die Sache war mir so interessant, daß ich zur näheren Erkundigung mich an den Todtengräber wandte, der in der Nähe des Kirchhofs

wohnte. Er erzählte mir folgende Begebenheit, festgestellt durch geschichtliche Zeugnisse, denen selbst diejenigen über den ungenähten Rock des Heilands an Glaubenswürdigkeit nicht gleichstehen.

„Vor etwa vier- bis fünfhundert Jahren wurde unser Städtchen förmlich beherrscht und geknechtet durch einen reichen Pfaffen, der, eben so weltlich-stolz als religiös-fanatisch, auf Alles Anspruch machte, sich in Alles mischte, keinen Widerstand duldete und Jeden, der seinem herrschsüchtigen und anmaßenden Sinn widerstrebte, durch die Mittel der Intrigue und seiner Macht so lange verfolgte, bis er vernichtet war. Daß dieser kleine Despot und Finsterling — es war ein katholischer, während wir jetzt hier protestantisch sind — im Allgemeinen nicht beliebt, sondern nur gefürchtet war, läßt sich denken; aber schlau, wie er war, wußte er seinen Einfluß zu sichern durch freundschaftliches Verhältniß mit den reichsten Personen des Orts und der Umgegend, die er durch Heuchelei und Intriguen ganz in seiner Gewalt hatte.“

„Dieser Pfaff nun hatte eine Nichte, welche bei ihm wohnte — das schönste Mädchen, das die ganze Berggegend aufweisen konnte. Ihr Oheim mußte ihr bei jeder öffentlichen Gelegenheit

einen Platz neben sich anweisen, um dem Aergerniß zu entgehen, daß die meisten Blicke von seiner sonst so allgemein beachteten Person abgezogen wurden, so oft seine Nichte zugegen war. Das Mädchen hatte ganz die Sinnesart seines Oheims und Erziehers angenommen und war dabei äußerst eitel. Doch ihre Schönheit und der verführerische Reiz ihrer Erscheinung ließen, wenigstens bei dem männlichen Geschlecht, den Eindruck ihrer Untugenden nicht Wurzel fassen. Viele wurden so sehr durch sie verblendet, daß ihnen ihre Untugenden selbst als Reize erschienen; keiner aber hatte sie in der Nähe gesehen oder gesprochen, ohne eine Leidenschaft für sie zu fühlen. Sie erwiderte diese Gefühle keineswegs, nur schien es, als ob sie die Reichern in ihrem Benehmen auszeichne; auch wurde der reichste Erbe der Gegend, ein beschränkter und bigotter Mensch, als ihr zukünftiger Bräutigam bezeichnet. Sie wurde „die Blume der Felsen“ und ihr Bräutigam „der goldne Hans“ genannt.“

„Eine Stunde von dem Ort wohnte auf einer alten, halb verfallenen Ritterburg in der dichtesten Waldgegend ein junger Mann, Namens Franz, den man den Einsiedler nannte. Er stammte von

ansehnlicher Familie, die aber ausgestorben war, ohne ihm Vermögen zu hinterlassen. Deshalb hatte er sich von dem Besitzer der alten Burg, einem Bekannten seines Vaters, als Förster und Verwalter annehmen lassen und in dieser Eigenschaft lebte er still für sich, bald eifrig mit seiner Verwaltung beschäftigt, bald mit seinem treuen Hunde durch die Berge und Wälder jagend, bald träumerisch an Teichen und Bächen umherschlendernd. Wenn er auch mit Niemanden näher umging, so hatten ihn doch Alle gern, da er durch seine Gestalt, wie sein etwas schwermüthiges Wesen Jedem Interesse einflößte und überdieß als Verwalter keine Härte ausübte, sondern den Armen half, wo er konnte."

„Eines Nachmittags war Franz, in der Verfolgung eines angeschossenen Hirsches begriffen, bis in die Nähe des Städtchens vorgedrungen. Die Flinte auf der Schulter aus einem engen Waldweg herausschreitend, sieht er plötzlich neben der Straße unter dem Schatten der Buchen mehrere Mädchen sitzen, die an dem benachbarten Abhang Erdbeeren gepflückt hatten. Als er mit seinem Hund aus dem Gebüsch hervorkam, sprangen die Mädchen erschreckt vom Rasen auf, Eine aus-

genommen — die „Blume der Felsen.“ Wie selbst zum Felsen geworden stand er da, — eine solche Schönheit hatte er nie im Traum gesehen. Sie aber blieb in ruhiger Festigkeit vor ihm sitzen, ihn mit ihren dunklen Augen halb vorwurfsvoll anblickend; dann erhob sie sich majestätisch, um sich nach ihren Begleiterinnen umzuwenden. Franz verstand, daß seine Gegenwart störend war; über und über erröthend, grüßte er die Mädchen mit äußerster Höflichkeit und eilte, was er konnte, in den engen Waldweg zurück. Bei schüchternem Umblicken glaubte er zur Seite durch das Laub flüchtig zu sehen, wie die stolze Gestalt sich wieder nach ihm umwendete und mit Theilnahme ihm nachsah. Ob er sich täusche oder nicht, das zu untersuchen hatte er nicht den Muth, sondern wie verfolgt eilte er immer tiefer in den Wald hinein, bis er endlich an einem Bach anhielt und sich unter eine Eiche auf das Moos niedersetzte. Sein Hund setzte sich neben ihn und sah ihn fragend an, als wolle er den Grund erfahren, warum der angeschossene Hirsch unverfolgt bleibe. Franz aber dachte weder an den Hirsch, noch an seinen Hund, er dachte an Dinge, die für ihn früher nicht dagewesen waren. Seine ganze Phantasie

war erfüllt von dem unbekannten Wesen, das er gesehen, und er fühlte sich plötzlich von einer nie geahnten Leidenschaft entbrennen. Verwirrt eilte er nach Hause; die Nacht verbrachte er schlaflos. Am andern Morgen begab er sich nach dem Städtchen, um Pulver und Blei einzukaufen und unter diesem Vorwand sich nach dem schönen Mädchen zu erkundigen. Man bedachte sich bei der Antwort nicht lange und überall nannte man ihm des Pfaffen Nichte, die „Blume der Felsen!" Er nahm den Rückweg neben des Pfaffen Haus und sah — die „Blume der Felsen" in der Laube des anstoßenden Gartens sitzen mit Stickereien beschäftigt. Als sie ihn erblickte, sprach aus ihrem Auge eine wohlgefällige Verwunderung. Franz deutete sie auf eine Art zu seinen Gunsten, er erkühnte sich aber nicht, mehr zu suchen als einen Blick, und bald erfreut, bald wieder trübsinnig, wanderte er seiner alten Ritterburg zu. Franz war früher an Sonntagen stets in eine benachbarte Dorfkirche gegangen; von nun an ging er regelmäßig in die Kirche des Städtchens. Seine Andacht war nicht groß und sein Auge richtete sich stets nach dem Sitz neben der Kanzel, wo die eitle „Blume der Felsen" regelmäßig ihren Platz

nahm, um der versammelten Menge ihre Betrachtung zu erleichtern. So oft die Kirche ausging, bemerkte Franz, daß die „Blume der Felsen" ihm bedeutungsvolle Blicke zuwarf, als wolle sie ihm sagen, daß er sich ihr zu erkennen geben solle. Da er stets einen geschmackvollen Anzug trug, hatte sie ohne Zweifel einen Mann in ihm vermuthet, dessen Rang nicht unter ihren Ansprüchen bliebe; und daß seine ganze Erscheinung mehr Eindruck auf sie gemacht hatte, als die des „goldenen Hans," würde Keinem unentdeckt geblieben sein, der von dem Vorhergegangenen unterrichtet war."

„So vergingen beinahe zwei Monate. Blicke waren die einzige Sprache, durch die Franz mit seiner Geliebten in Verbindung stand. Durch die stets wachsende Leidenschaft aller Ruhe beraubt und aufs Aeußerste gebracht, faßte er endlich ein Herz und schrieb der Nichte des Pfaffen einen langen Brief, worin er seine Liebe gestand, seine Verhältnisse auseinandersetzte und seine alte Burg als ein Asyl eines stillen Glücks im Hintergrunde durchblicken ließ. In marternder Ungeduld wartete er einen, zwei, mehrere Tage, eine ganze Woche. Er erhielt keine Antwort. Er ging in die Kirche,

doch die früheren Blicke suchten ihn nicht mehr. Was war die Ursache? Nach langem Rathen kam er auf den Gedanken, er habe einen Fehler gegen die Schicklichkeit begangen, weil er sich an die Nichte und nicht an den Oheim gewandt. Er schrieb daher einen Brief an den Pfaffen, dem er mit rückhaltloser Offenheit und kindlichem Vertrauen sein ganzes Herz ausschüttete; am Schluß des Briefes kündigte er an, daß er nach einigen Tagen sich dem Oheim seiner Geliebten persönlich zu Füßen werfen werde."

„Halb von Furcht, halb von Hoffnung beklommen betrat Franz des Pfaffen Wohnung. Nachdem er zehn Minuten gewartet hatte, wurde plötzlich eine Thür hastig aufgerissen, und vor ihm stand der Hausherr in der Gestalt eines baumstarken Mannes mit flammendem Gesicht, der ihn mit funkelndem Auge musterte und, ehe er ein Wort vorbringen konnte, ihn mit donnernder Stimme anfuhr. „Er also ist der frevelhafte, lumpige Wicht, der sich erkühnt, mein Haus mit seinen sündhaften Absichten zu beflecken?" Dieß war der Anfang einer mehrere Minuten dauernden Anrede, deren Schluß also lautete: „Gehörte Er zu meinem Sprengel, ich würde Ihn erkom-

munizíren, daß sein eigner Hund ihn fliehen sollte; jetzt packe Er sich von hinnen und komme Er nie mehr weder mir noch meiner Nichte unter die Augen, das sage ich ihm und das läßt Ihm meine Nichte sagen.“ Franz stolperte aus der Thüre, die sich klappend hinter ihm schloß. Von der Anrede des Pfaffen hatte er nichts behalten, als den Schluß: „das läßt Ihm meine Nichte sagen.“ Mit diesem Schluß war ihm auch Alles gesagt, was ihn vernichten konnte. Als Zugabe fand er nach seiner Rückkehr zu Hause ein Schreiben seines Burgherrn, der ihm auf Veranlassung des Pfaffen den Dienst aufkündigte. Am andern Tage wurde der Förster Franz unter den Buchen, wo er die „Blume der Felsen“ zuerst gesehen hatte, in dem Blut liegend gefunden, das aus seinem durchschossenen Herzen floß. Sein Hund saß neben ihm und starrte ihn an.“

„Es war eben Sonntag. Die Kunde von dem Unglück verbreitete sich rasch, und bald war auch die Ursache allgemein bekannt. Der Pfaffe hatte an der Kirchthüre ein Plakat anschlagen lassen, dessen Gegenstand der Tod des „Vagabunden“ war. Nachdem dasselbe dessen Sünden, welchen durch den Selbstmord, und zwar ohne

Beichte und Kommunion, die Krone aufgesetzt worden, zum warnenden Exempel der Gemeinde vorgehalten hatte, schloß es mit folgendem Fluch: „Verflucht sei seine Seele, verflucht sei sein Leib, verflucht sei auf hundert Schritt im Gevierte der Ort, wo sein Kadaver liegt, verflucht sei die Hand, welche es wagt, dem Selbstmörder ein andres Grab zu geben, als das er sich selbst gewählt hat. Kein Kirchhof werde durch sein verbrecherisches Blut befleckt; den Menschen zum Exempel und den Thieren zur Speise faule er unter dem Himmel, zu dem sein Verbrechen hinausschreit, und bis zum jüngsten Tag modre sein Gebein an dem Orte der Schandthat.“ Der Pfaffe verdammte und brandmarkte die That, um die Schuld derselben von sich abzuwälzen. Durch seine scheinheilige Entrüstung gelang es ihm; alle Welt verabscheute den „Verbrecher,“ die „Blume der Felsen“ entsetzte sich über ihn, der „goldne Hans“ beschimpfte ihn und Jeder ging dem Ort, wo er lag, schon auf hundert Schritt' aus dem Wege.“

„Franzens Hund saß neben der Leiche und rührte sich nicht. Wenn indeß ein Wanderer aus Unkenntniß in die Nähe kam, knurrte er und

bellte; bei Nacht aber fuhr er als grimmiger Wächter die Thiere der Wildniß an, welche sich an seinem Herrn vergreifen wollten. So wahrte er sein Amt acht Tage lang, ohne zu fressen und zu saufen. Sein Knurren wurde immer leiser, sein Gebell immer schwächer und heiserer. Es vergingen Wochen und noch immer hörte man ihn bellen, wenn man die Straße unterhalb des Abhangs daherkam. Es vergingen Monate und dennoch ließ das Bellen nicht nach; es war aber kein Bellen mehr, es war das Klappern zweier fleischloser Kiefer geworden. Das Gerippe des Hundes bewachte das Gerippe seines Herrn. Entsetzt flohen die Leute diesen Anblick und die ganze Gegend füllte sich mit gespensterhaften Geschichten über den Mann, der zur Strafe für seine Sünden auch als Gerippe keine Ruhe hatte, und von seinem eigenen Hunde angebellt wurde. So hatte der Pfaffe die Erscheinung gedeutet."

„Die Blume der Felsen" war seit dem Tode des Einsiedlers nachdenklich und mitunter trübsinnig geworden. Der Pfaffe hatte es bemerkt, er vermuthete sogar im Geheimen, daß der Förster seiner Nichte, wenn auch dem Rang nach ein Abscheu, doch der Person nach nicht ganz gleich-

gültig gewesen war, und er beschloß daher ihre Verheirathung mit dem „goldenen Hans", der unterdeß eine Erklärung gewagt hatte, zu beschleunigen. Die Hochzeit wurde auf einen hohen Feiertag festgesetzt, eine Menge reicher Gäste wurden geladen und was nicht geladen war, bereitete aus Furcht der Abhängigkeit sich vor, die Feier durch Aufzüge, Verzierungen und sonstige Veranstaltungen zu verherrlichen."

„Der Hochzeittag erschien. Die Braut wurde von den ersten Jungfrauen des Orts geschmückt; der „goldene Hans", der in seinem reichen Anzug seinem Namen Ehre machte, war bereits angelangt; der ganze Ort war in Bewegung und man drängte sich bald um die Pfarrwohnung, bald nach dem Thor, wo die fremden Gäste zu Wagen und zu Pferd einzogen. Schon waren viele Wagen hereingefahren und beinahe war die Zeit herangerückt, wo der Zug sich nach der Kirche verfügen sollte, da wurden plötzlich die Augen der Menge auf einen schwarzen Gegenstand hingezogen, der sich langsam auf dem Weg, woher die übrigen Gäste gekommen waren, nach dem Städtchen hinbewegte. Er rückt näher und näher. Es ist ein Wagen, sagen die Einen. Aber wo

ist der Kutscher, wo sind die Pferde? fragen die Andern. Endlich erkennt man das Gefähr: es ist der Leichenwagen des Städtchens. Man staunt, man schweigt, man erblaßt. Den Wagen zieht kein Pferd, kein Kutscher lenkt ihn, und so fährt er geräuschlos und langsam das Thor hinein. Der Wagen ist offen und auf ihm liegt ein aufgeschlagener Sarg, in dem Sarg ein gebleichtes Gerippe und eine verrostete Flinte. Hinter dem Sarg geht Schritt vor Schritt das Gerippe eines Hundes mit hangendem Kopf und Schweif. Wer den Wagen noch nicht gesehen, eilt auf das seltsame Gefähr zu; wer sich aber nähert, erstarrt vor Grauen über die unsichtbare Gewalt, die es bewegt, die es lenkt. So zieht der todte Wagen wie ein lebendiges Geschöpf schweigend durch das Städtchen, nur begleitet von dem treuen Gerippe, das ihm folgt. Endlich langt er vor dem jubelnden Pfarrhause an, wo er Halt macht. Alles eilt an die Thüre, in der Meinung, es sei ein neu angekommener Gast zu begrüßen, und Alles verstummt und erblaßt, der Pfaffe und die „Blume der Felsen" nicht minder, als der Bräutigam und die Gäste. Als der Wagen sich mit seiner Last und seinem Begleiter eine Zeit lang von den

starrenden Augen der zitternden Hochzeitgesellschaft hatte betrachten lassen und auf dem Kirchthurm die Stunde schlug, wo der Brautzug beginnen sollte, wandte die unsichtbare Kraft den Wagen um, und langsam, wie er gekommen, bewegte er sich dem Kirchhof zu, von dem Alles geflohen war. Einige Minuten nachher hörte man ein Anschlagen der Kirchenglocken und ein dumpfes Poltern. Am andern Tage sah man, daß der Leichenstein, welcher das Familienbegräbniß des Pfaffen bedeckte, aufgehoben und frisch eingelegt worden war. Auf dem Leichenstein aber, den Sie gesehen haben, lag als Wächter das versteinerte Gerippe des Hundes. Der Leichenwagen fand sich auf dem alten Platz in seinem Schoppen und Niemand wußte, wer ihn abgeholt und wieder hingesetzt hatte."

„Das ist die Geschichte von dem Begräbniß des Selbstmörders, dessen Grab Ihre Aufmerksamkeit erregt hat," sagte der alte Todtengräber sehr feierlich. Aber was ereignete sich mit den Andern? fragte ich. „Die Hochzeitgäste, erwiederte der Todtengräber, eilten entsetzt aus dem Ort hinaus; der „goldene Hans" zog sich zurück, ohne seine Braut nur anzusehen; der Pfaffe wurde am andern Morgen todt in seinem Bette gefunden

und die entrüstete Gemeinde begrub ihn in der Ecke der Verbrecher. Die „Blume der Felsen" aber ging in ein Kloster und betete ihr Leben lang für die Seele des unglücklichen Franz, den sie durch ihre Koquetterie bethört und durch ihren Stolz getödtet hatte. An der Stelle der alten Burg, wo Franz gewohnt, ist jetzt ein Sumpf mit hohem Schilf, aus dem noch einige Brocken Gemäuer hervorragen; an der Stelle aber, wo er sich erschossen, irrt noch jede Nacht der Pfaffe umher und zwar verfolgt von einem bellenden Hunde."

„Darin, so schloß der Todtengräber, erkennt man das Walten der Vorsehung, welche Jedem das Seinige zukommen läßt und für alles angethane Unrecht Rache nimmt, also auch für das verletzte Recht des — Todtengräbers!"

Wer sieht nicht im Verlauf dieser ganzen Geschichte den wunderbaren Finger der Vorsehung walten? Daß die Geschichte wahr ist, kann ich zum Theil selbst bezeugen, denn ich habe an dem Ort, wo der Jäger Franz sich erschossen, aus Neugier eine Nacht zugebracht, und als es auf dem Kirchthurm zwölf schlug, öffnete sich plötzlich die Erde, ein großer schwarzer Mann schoß aus

derselben hervor und hinter ihm her ein weißer Hund, der ihm wüthend in den Allerwerthesten biß. Es gibt nur Eine Vorsehung und ihr Finger ist lang und dringt in alle Orte.

2.

Was sich mit zwei teutschen Gelehrten ereignete.

Als ich von dem Städtchen B., wo ich die wunderbare Geschichte von dem Selbstmörder und seinem Hund in Erfahrung gebracht hatte, wieder abreiste, beschloß ich, zwei in der Nähe wohnende, gelehrte Freunde zu besuchen, welche dem teutschen Publikum schon hinlänglich bekannt sein werden und namentlich durch das vielgelesene Lustspiel von Karl Heinzen: „Dr. Nebel oder Gelehrsamkeit und Leben" im ganzen Vaterland so berühmt geworden sind. Die beiden Gelehrten heißen: Dr. Nebel und Dr. Feger. Von diesen Freunden erfuhr ich so wunderbare Dinge, daß ich vollständig überzeugt bin, in ihren Schicksalen den Finger der Vorsehung wieder leibhaftig gesehen zu haben.

Ich wußte, daß die beiden sich entzweit hatten und die ganze gelehrte Welt empfand es tief,

wie nachtheilig diese Entzweiung auf die Wissenschaft wirken mußte. Sie wieder zusammenzuführen, wäre daher ein wahrhaft vaterländisches Verdienst gewesen. Aber alle Versuche einer Versöhnung scheiterten und so übernahm denn endlich die Vorsehung das Geschäft, sie herbeizuführen.

Für den Fall, daß meine beiden Freunde trotz ihrer Berühmtheit dem einen oder andern Leser noch nicht bekannt geworden sein sollten, schicke ich dem Bericht über ihre Wiederaussöhnung ein kurzes Signalement über ihre Persönlichkeit voraus.

Dr. Nebel war so gelehrt, daß die böse Welt, welche ihn nicht zu fassen vermochte, ihn geradezu für verrückt erklärte. Er trieb sämmtliche Wissenschaften zusammen und noch einige andere obendrein. Er sprach über Alles und schrieb über Alles. Keine Wissenschaft aber fesselte ihn mehr, als die Astronomie, verbunden mit der Astrologie, und die letztere nannte er die Wissenschaft der Vorsehung. Nebel war von Charakter gutherzig wie ein Kind, selbstvergessen wie ein Narr und naiv wie ein Genie. Von Körper war er groß, hager und verrieth den Gelehrten auf den ersten Blick, namentlich durch seinen Anzug. Den letz-

tern vernachlässigte er exemplarisch, obschon er ein vermögender Mann war.

Dr. Feger war zwar auch gelehrt, aber sein Hauptfach war die Philologie. Er hatte schon zwölf Klassiker mit Noten versehen, dreitausend neue Lesearten entdeckt und mehrere noch unbekannte Autoren durch Uebersetzungen zugänglich gemacht. Eine Anstellung hatte Feger nicht, wie sehr er sie auch verdiente. Er blieb Privatgelehrter. Sein Charakter war nicht beliebt, aber mit Unrecht. Er galt für intrigueant und spottsüchtig. Seine Intriguen waren aber eben so ungefährlich, wie sein Spott unschuldig. Seine Körperlichkeit zeichnete sich aus durch eine kleine schwächliche Figur, einen bedeutenden Höcker, einen spitzen, thersitesartigen Kopf und eine lange geröthete Nase.

Den Dr. Feger lassen wir einstweilen bei Seite und beschäftigen uns einige Zeit ausschließlich mit Dr. Nebel. Nicht bloß die Spannung, in welche er (durch einen originellen Liebeshandel) mit seinem Freunde gerathen war, sondern auch häuslicher Kummer trübte ihm seit mehreren Monaten das Leben, seitdem seine treue Haushälterin Gertrud, eine ländliche Schöne von vierschrötigster Weiblichkeit, durch einen Gemüsebauer, Namens Martin, ent-

führt worden war. Seit diesem Ereigniß lebte Nebel ganz allein und seine einzige Gesellschaft bildete Juno, seine edle Hündin. Nebel hatte auch früher stets einen Hund gehaten, aber keiner war ihm so theuer gewesen, wie Juno. Juno war in Nebel's Studierstube zur Welt gekommen, wo ihre an den Folgen des Wochenbetts verstorbene Mutter Rhea sie in gelehrten Papieren gebettet hatte. Als Juno heranwuchs, stieß sie bei ihren Spielen eines Tages auf ein werthvolles Manuskript ihres Herrn, ein Werk über den Einfluß der Sternschnuppen auf die Staatswissenschaft, und ihre durch den gelehrten Umgang wißbegierig gewordene Natur hatte nicht eher Ruhe, als bis das ganze Manuskript zerkaut und verschlungen war. Nebel entdeckte dies zu spät. Als es aber geschehen war, wußte er sich sehr gut darüber zu trösten, indem er zu dem wißbegierigen Thier eine ganz besondere Zuneigung faßte. Diese ging so weit, daß er ihm sogar Unterricht in der Mathematik zu geben versuchte. Er gab daher seinem Hund das Futter nur in mathematischen Figuren zerschnitten. Heute fraß er spitze, morgen rechte, übermorgen stumpfe Winkel; von den Winkeln schritt er zu den Dreiecken, von den Dreiecken zu

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

den Vierecken u. s. w. fort, so daß er nach acht Tagen schon den pythagoräischen Lehrsatz fraß. Das Quadrat der beiden Katheten verdaute er mit derselben Leichtigkeit, wie das Quadrat der Hypothenuse, und merkwürdiger Weise war das Ende vom Lied beständig die Darlegung der Zirkelung des Quadrats, was gleich ist der Quadrirung des Zirkels — eine Entdeckung, über welche Nebel eine sorgfältig ausgearbeitete Monographie schrieb.

Eines Tages bei schönem Frühlingswetter machte Nebel in Gesellschaft seiner schon zur üppigen Jungfrau herangewachsenen Juno einen Spaziergang auf das Land. Juno hatte noch nie geliebt, aber ihr Herz war jeder edlen Neigung fähig und es kam nur auf die Gelegenheit an, um die stille Frühlingsflamme ihres Herzens zum Ausbruch zu bringen. Diese Gelegenheit sollte jetzt kommen. Der Spaziergang führte Nebel durch ein Dorf, in welchem eben Kirchmesse gefeiert wurde. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und erfreute sich an den verschiedenen Unterhaltungen, welche die herumziehenden Träger der Kunst ihnen auf offener Straße gewährten. Unter diesen Unterhaltungen stand oben an ein

Staatliche Bibliothek Bamberg

Theater, geleitet von einem starkbärtigen Direktor und seiner gewaltigen Gattinn, einer frühern Marketenderinn. Die Schauspieler des Theaters hatten zwei Beine mehr als gewöhnliche und wurden im gewöhnlichen Leben Hunde genannt. Bei Nebels Ankunft waren sie eben in eifriger Aufführung eines Stücks begriffen, welches den Triumph der Liebe vorstellte. Die künstlerischen Hunde hatten sämmtlich klassische Namen. Unter ihnen war Cäsar so gut wie Hektor, Hannibal so gut wie Pompejus, Themistokles so gut wie Kato zu finden. Das weibliche Personal wurde einzig und allein durch Venus repräsentirt. Es galt, der Schönheit den Triumph über alle jene Helden zu erringen. Venus tanzte in ihrer Mitte in seidenem Kleid sehr graziös und koquett, und die rivalisirenden Liebhaber tanzten liebewerbend in antiker Heldenrüstung um sie her. Als sie eben ihre anmuthigsten Sprünge ausführten, erschien plötzlich in ihrer Mitte eine Dame, welche die triumphirende Venus an Liebreiz und Schönheit weit übertraf. Es war Juno. Ihr Erscheinen brachte sofort eine Störung, dann aber große Verwirrung in die Szene. Sämmtliche Helden wurden auf sie aufmerksam und namentlich Kato war im Nu

für sie entbrannt. Er fiel so sehr aus der Rolle, daß er die angebetete Venus gänzlich vergaß und mit der schönen Unbekannten, welche sich seinen Zudringlichkeiten zu entziehen suchte, den Schwarm der Zuschauer durchbrach. Die eigenmächtige Entfernung des strengen Zensors gab den übrigen Helden das Signal, seinem Beispiel zu folgen, und in wenig Augenblicken war das sämmtliche Theaterpersonal verschwunden. Venus allein blieb zurück, beschämt und erzürnt zugleich über die unerwartete Niederlage. Das Publikum erhob ein ungeheures Gelächter und stürmte der Liebeshetze nach, welche sich mit der verfolgten Juno auf deren Herrn gestürzt hatte. Dr. Nebel erstaunte nicht wenig, als er plötzlich zum Mittelpunkt dieses aus Menschen und Hunden zusammen gewürfelten Aufruhrs wurde. Bei dem Erstaunen blieb es aber nicht. Der Theaterdirektor und seine Ehehälfte, in dem fremden Manne den Urheber der ganzen Störung erblickend, die ihnen so großen Verlust an Geld und Personal zu bringen drohte, drängten sich durch die Menge, um Rache an ihm zu nehmen. Die Direktorinn war zuerst bei ihm angelangt und stürzte sich wie eine Furie auf ihn, und Nebel überließ sich in gelehrtester

Hülflosigkeit als stummes Opfer ihren Klauen. Doch die Vorsehung wachte. Plötzlich hört man eine wüthende Weiberstimme folgende Worte ausrufen: „Du Drachen, willst du dich an meinem Herrn vergreifen? Ich zerreiße dich in Lumpen, daß man zwölf Ries Löschpapier von dir machen soll.“ Die Dame, welche diese Worte ausrief, war Gertrud, Nebels entführte Haushälterinn. Als sie, mit ihrem Martin die Kirchmesse ihres Wohnorts besuchend, ihren früheren Herrn bemerkt hatte, zog sie sich Anfangs scheu zurück, weil sie Vorwürfe von ihm erwartete. Kaum aber sah sie ihn in Gefahr, so war sie an seiner Seite, warf die Theaterdirektorinn mit Macht zur Erde und deckte sie so gewandt mit Schlägen zu, daß sie die Besinnung verlor. Der Theaterdirektor aber, seine theure Hälfte in dieser Lage erblickend, ergriff Gertrud bei den Haaren und riß ihr die neue Mütze vom Kopfe, die Martin ihr zur Kirchmesse geschenkt hatte. Martin sah dieß und stürzte sich so gewaltig auf den Theaterdirektor, daß derselbe zehn Schritte vom Kampfplatz kopfsüber zu Boden fiel. Die Prügelei drohte ernst und allgemein zu werden, als glücklicher Weise der Bürgermeister sich in's Mittel legte und dem

Streit ein Ende machte. Um die schöne Juno war unterdeß ebenfalls Krieg ausgebrochen; nach einer mörderischen Beißerei fiel sie als Kampfpreis dem strengen Kato zu. Der Theaterdirektor entschädigte sich durch sie, indem er sie seinem Personal zugesellte und rasch mit ihr den Ort verließ. Sie sträubte sich nicht lange, und hatte im Arm der Liebe ihre mathematischen Studien bald vergessen, um von nun an dramatische zu machen.

Nebel war durch das Wiedersehen seiner entführten Haushälterin auf's Höchste erfreut und durch ihre rettende Hülfe tief gerührt worden. Eine Einladung zum Kaffee nahm er sofort an und im Hause seines neuen Freundes Martin gefiel es ihm so wohl, daß er sein einsames Leben in der Stadt aufzugeben und sich bei Gertrud einzumiethen beschloß. Gertrud nahm den Antrag mit Freuden an, räumte ihrem früheren Herrn das beste Stübchen unter dem Dache ein und hier lebte fortan Nebel ruhig und zufrieden, alle Entbehrungen übersehend und vergessend über seinen Studien und astronomischen Betrachtungen.

Einige Monate nach den so eben berichteten Ereignissen war es, wo der Plan der Vorsehung,

Dr. Nebel mit seinem alten Freund Feger auszusöhnen, zur Reife kam. Wir werden dadurch zu diesem großen Philologen zurückgeführt.

Dr. Feger hatte außer dem Privatunterricht in alten und neuen Sprachen noch einen andern Erwerbszweig, zu welchem er sich aber nur dann wandte, wenn durch außerordentliche Auslagen die Normal-Einkünfte erschöpft, oder wenn sie zum Lebensunterhalt nicht zureichend waren, und dieser Fall trat jetzt öfter ein, als früher, nachdem durch die Entzweiung mit seinem vermögenden Freunde ihm die früheren freundschaftlichen Zuschüsse entzogen waren. Dr. Feger hatte, bevor er zur Philologie sich wandte, eine Zeit lang Medizin studirt, und obgleich er wegen seiner schwächlichen Konstitution dieses Studium, welches starke Nerven erfordert, frühzeitig verlassen, so hatte dasselbe doch nicht bloß manche theoretische Kenntniß in seinem Kopf, sondern auch manche praktische Fertigkeit in seiner Hand zurückgelassen. Vermöge der letztern geschah es, daß der Mediziner dem Philologen oftmals zu Hülfe kommen konnte, und daß der einfachste Theil der Kunst des Hippokrates mehr einbrachte, als der gelehrteste philologische Kommentar zu seinen Aphorismen.

Feger trat nicht als praktischer Arzt auf, dazu fehlte ihm die Fähigkeit wie das Diplom; allein im Stillen übte er mit Erfolg einen Theil der Medizin aus, der weniger Kenntniß, als Handfertigkeit, weniger Studium als Uebung erfordert, nämlich die — Zahnarzneikunde. Zur Ausübung dieser Kunst gab ihm seine kleine bucklige Figur noch eine besondere Fähigkeit, indem er, ohne sich zu bücken, mit Ruhe und Sicherheit das Innere des Mundes besichtigen und, wo es einem Zahn im Oberkiefer galt, sich mit seiner ganzen Körperschwere an denselben hängen konnte. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, sodann mit einer Zange und einem Paar Fläschchen in der Tasche, durchstrich er bisweilen unerkannt die nahgelegenen Dörfer und kehrte überall ein, wo er ein Tuch um ein Gesicht gebunden sah, oder wo er auf sonstige Art einen kranken und schmerzenden Zahn ausmittelte. Er war bescheiden genug, seine medizinischen Fähigkeiten Jedem, der ihn kannte, sorgfältig zu verheimlichen, und seinen Wohlthätigkeitsgängen gab er immer das Ansehen eines Spazierganges. Dabei hatte er das Glück, daß er seine Gänge nicht zu auffallend oft zu wiederholen brauchte, denn er kehrte niemals mit leerer

Tasche heim. Hpipokrates sagt: „Lang ist die Kunst und kurz das Leben;" Dr. Feger konnte füglich den Satz umkehren und sagen: Kurz war die Kunst und lang ist das Leben, denn jeder Spaziergang versorgte ihn für mehre Wochen.

Obgleich es wenig Gebrauch ist, im Winter über Land spazieren zu gehen, so langte doch Dr. Feger auf einem solchen Gang an einem rauhen Dezemberabend in einem Dorfe an, das etwa eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Er hatte Nachmittags unter Andern der Tochter eines reichen Oekonomen und der Frau eines Landjunkers zwei hohle Backzähne ausgezogen, und da beide Kuren trefflich von Statten gegangen waren, so hatten die erlös'ten Patientinnen ihm die generöseste Erkenntlichkeit bewiesen. Er war müde, und wünschte irgendwo hinter einem warmen Ofen sich gütlich zu thun, allein wohin er sich wandte, fand er überall die Bauern schon im Bett und alle Riegel geschlossen. Endlich sieht er an einem etwas abgelegenen Gebäude eine Thüre offen stehen, und indem er näher tritt, erblickt er über derselben einen von jenen geweihten Palmzweigen, welche die Landleute einiger Gegenden an ihre Häuser und Scheunen zu stecken pflegen,

um sie durch solche himmlische Nationalkokarden, wie man derartige Zeichen vom Standpunkt der Vorsehung aus benennen könnte, vor Brand und anderem Schaden zu bewahren. Weil Fegers Gesicht nicht das schärfste und er zugleich in himmlischen Dingen nicht sehr erfahren war, sah er den Zweig für einen Wachholderzweig an, und da er die Bedeutung eines solchen sehr gut kannte, so nahm er keinen Anstand, sich der Führung dieses Wegweisers augenblicklich anzuvertrauen. Man glaube nicht, daß Feger etwa dem Trunke ergeben gewesen sei, wie leicht auch die rothe Spitze seiner langen Nase solchen Verdacht erwecken konnte, und man lege es nicht übel aus, wenn er, statt dem Wein, mitunter dem Branntwein zusprach. Man sieht so manchen bemittelten Gelehrten, zur Linken das Dintefaß, zur Rechten eine Flasche Champagner oder Burgunder, mit dem kostbarsten aller Oele des Bachus das Triebwerk seines Genies befeuchten; ach! der arme Feger konnte das nicht, er mußte sich mit dem Oele der Ceres begnügen, und er war schon zufrieden, wenn er davon etliche Tropfen auf die Räder seiner philologischen Dreschmaschine fallen lassen konnte, so oft er, beschäftigt mit seiner neuen

Ausgabe des Cicero, eine neue Erklärung gefunden hatte oder im Begriff war, eine neue Leseart zu entdecken. An der Thür des Bauernhauses hatte er zwar nicht mit Lesearten zu thun, wenn man nicht etwa die eines Wachholderzweigs für einen Palmzweig als solche ansehen will, allein das körperliche Bedürfniß ersetzte die philologische Anregung, denn er war müde und steif vor Kälte.

Er trat durch die offene Thür in einen dunklen Gang, durch den man über einen kleinen Hof das Haus des Wirths schimmern sah. Alles war still, nur den Wind hörte man in den Halmen des Strohdachs wie auf einer Panflöte blasen. Feger trat in den dunklen Gang. Die Stille hatte etwas Unheimliches an sich, und der Wind schien nicht mehr zu blasen, sondern zu sprechen. Er sprach, als wolle er die Nähe der Vorsehung verkündigen. Dennoch trat Feger in den dunklen Gang, mit seinem Stöckchen vorsichtig vor sich hintastend. Aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als er durch einen heftigen Stoß an das linke Bein in die entsetzlichste Angst versetzt und an die entgegengesetzte Wand geschleudert wurde. Sobald er an der einen Wand ankam, langte

aus derselben ein noch weit heftigerer Stoß hervor, der ihn zurück an die andere warf. Die Stöße, die in aller Stille geschahen, schienen mit einem massiven und doch zugleich spitzigen Instrument geführt zu sein. Feger ward blaß bis zur Spitze seiner Nase und taumelte entsetzt dem Hause zu. Gerechte Vorsehung, welche Freude kann es dir machen, die ohnehin schwache Gesundheit eines ehrlichen Mannes durch solche Beängstigungen auf's Spiel zu setzen? Kaum hatte Feger das Ende des Ganges erreicht und glaubte der Scylla entflohen zu sein, als er eine noch weit furchtbarere Charybdis, einen schwarzen Hund von übernatürlicher Größe, vor sich auf dem Mist liegen sah, der ihn, wie er glaubte, mit grimmigem, funkelndem Blick anstierte. Feger prallte vor dem schrecklichen Anblick zurück, wie vor einem Abgrund, und wie eingerammt stand er da. Wer hätte den Muth, Fegers Posten einzunehmen? Wenn nun der unbekannte Feind, der die fürchterlichen Stöße ausgetheilt, ihm nachrückte und ihn mit Gewalt in die Tatzen des vor ihm liegenden drängte? Oder wenn die schwarze Bestie mit ihren aufwärts stehenden Rückenborsten sich plötzlich aufrichtete und ihn durch unwiderstehlichen

Angriff den Stößen der andern wieder überlieferte? Feger stand zitternd zwischen den beiden Gefahren, und indem er den Kopf langsam ein wenig drehte, beobachtete er mit aufgerissenen Augen beide zugleich, obwohl er den Blick eigentlich nach keiner hinwandte. Wenn Feger betheuerte oder schwur, so pflegte er es „beim Cerberus" zu thun; er glaubte nie so nahe bei ihm gewesen zu sein, wie jetzt.

Man denke sich einen verirrten Wanderer in einer wilden Gegend Afrika's. Ermattet langt er in einem Walde an und setzt sich in den Schatten eines Baumes nieder. Nachdem er eine Weile gesessen, wendet er das Auge zufällig nach der Seite und erblickt drei Schritte von sich, hinter dünnen Blättern und Zweigen, das majestätische, vernichtende Angesicht eines auf dem Boden hingestreckten Löwen, der ihn mit seinen flammenden, sieghaften Augen gefangennehmend ansieht. Zu beklommen, um zu stutzen, sitzt der Wanderer erstarrt da, und wie Wolken und feurige Fäden wimmelt es vor seinem Auge. Wie brennend die Lüfte sind, es bricht doch ein eiskalter Schweiß aus seinen Gliedern. Einer Ohnmacht nahe, bebt er zusammen; endlich erholt er sich wieder, seine

Besinnung kehrt zurück, doch wozu anders, als um ihm die Gewißheit seines schrecklichen Endes vorzuhalten? Das Ungeheuer säumt noch. Was soll er thun? Soll er durch eine längere Gegenwart den vielleicht gesättigten Feind lockend auffordern, die Tatzen in sein Fleisch zu schlagen? Aber wie dieser lockenden Gegenwart ein Ende machen? Soll er plötzlich die Flucht ergreifen? Das würde den Feind zum Verfolgen reizen. Soll er unvermuthet mit verzerrtem Gesicht gegen ihn aufspringen und ihn durch ein mörderisches Geschrei erschrecken und in die Flucht jagen? Er sieht nicht sehr erschreckbar aus. Soll er ihn scharf und durchdringend ansehen und ihm dadurch eine heimliche Angst einflößen? Das könnte ihn beunruhigen und seinen Muth herausfodern. Indem der Wanderer, der es nicht wagt, das Ungeheuer anzusehen, die Augen nach einer andern Richtung hingewandt, mit einem halbschielenden Blick in schrecklicher Ungewißheit beobachtend und erwartend dasitzt, legt der Löwe langsam das Haupt auf das Kissen seiner Vordertatzen, und sein großmüthig geschlossenes Auge sagt dem Geängstigten, daß von ihm keine Notiz genommen wird und daß er sich leise davon schleichen soll.

Der Vergleich war lang, aber in ähnlicher Lage und Angst wie jener Wanderer befand sich Dr. Feger, nur mit dem mißlichen Unterschiede, daß sein Löwe nicht einschlafen zu wollen schien. Hätte die Angst eine schmelzende Kraft, Dr. Feger wäre als klares Wasser über die Erde geronnen. Er sah kein Ende der Gefahr, keinen Weg zur Flucht, kein Mittel zur Gegenwehr. Zwar hatte er die Zange in der Tasche, aber wie sollte er dem Unthier die Zähne damit ausbrechen? Würde es so geduldig gewesen sein, wie die Frau des Landjunkers? Indem Dr. Feger, allen seinen Muth zusammenraffend, den Paroxismus der Angst eben zu übersteigen begann, erhielt dieselbe neue Nahrung durch eine neue Gefahr. Er sah nämlich über den Hof ein großes Gespenst sich in langem weißem Gewande nähern und bei dem großen Hunde niedersetzen. Nach einer kleinen Weile begann das Gespenst sich zu bewegen und den Hund zu reiben und zu streicheln. Durch das offenbar hetzende Reiben und Stoßen gereizt, kam der Hund ebenfalls in Bewegung, er knurrte und schien Miene zum Angriff zu machen. — Armer Feger, wer gab dir ein, jenen Zweig für einen Wachholderzweig anzusehen? Hättest du deine Brille

aufgesetzt, du dächtest jetzt nicht an die Schrecknisse der Hölle, die dich umringen, du säßest ruhig und zufrieden auf deiner Studierstube, und statt der Bestien umgäben dich deine Klassiker. Von solchen, scheinbar geringfügigen Umständen ist das Schicksal der hülflosen Sterblichen abhängig, solche Kleinigkeiten entscheiden über Glück und Unglück, solche unbedeutende Mittel weiß die Vorsehung zur Ausführung ihrer großen Plane zu benutzen! Das eine Schiff segelt unwissend einen Fuß weit an der Klippe vorbei und läuft glücklich und froh in den Hafen der Heimath ein, das andre segelt einen Fuß weiter zur Seite und geht unter mit Allem, was es trägt. Auch du, armer Feger, warst auf die Klippe gerathen, eine schreckliche Klippe, und der Untergang schien dir nahe, dein gebrechliches Schifflein begann schon, buchstäblich, leck zu werden. Dennoch ließ Feger nicht alle Hoffnung fahren, ja er athmete wieder lebensmuthig auf, als ihm von dem geriebenen Hunde her ein Geruch in die Nase drang, den er für den wohlbekannten Branntweinsgeruch hielt. Begierig prüfend streckte er seine lange Nase dem Duft entgegen; da er jedoch bei dieser Prüfung den Feind hinter sich zu sehr außer Acht ließ,

stürzte sich ihm dieser plötzlich mit so erdrückender Gewalt, mit so furchtbarer Umarmung über Kopf und Höcker, daß er leblos zu Boden sank und ihm das Blut aus Mund und Nase quoll. Wer würde sich nach einem solchen Vorfall wundern, wenn Dr. Feger, dies schwache Körperchen, seinen letzten Gang gethan hätte? Uns aber läßt unterdessen der leblose Doktor Zeit, die Auflösung des für ihn so verhängnißvollen Räthsels kurz mitzutheilen.

Das Haus, welches Dr. Feger für ein Wirthshaus angesehen, war kein anderes, als das des ehrlichen Martin und seiner getreuen Gertrud. Martin war, wie er im Winter zu thun pflegte, wo die meisten Nahrungsquellen des armen Landmanns zufrieren, hinausgegangen in seinen Kohlgarten und lauerte am einen Ende desselben auf die Hasen, die sich am andern in den durch die Hecke gelegten Stricken fangen würden. Weil er nach kurzer Zeit wiederzukehren gedachte, hatte er die Thüre des dunklen Ganges, in den Feger hineintrat, offen gelassen. In den lehmenen Seitenwänden dieses Ganges waren kleine Ställchen angebracht, worin das kleinere Vieh unseres Martin, nämlich zwei Ziegen und ein Ziegenbock, einge-

sperrt war. Es ist ein eigenthümlicher Muthwille der Ziegen, daß sie mitunter unversehens und ohne alle Veranlassung gegen fremde Menschen mit ihrer bewaffneten Stirn anrennen. Zufällig hatte die Vorsehung Martins Ziegen mit solchem Muthwillen an jenem Abend in ungewöhnlichem Maße erfüllt und den armen Feger traf das Loos, ihn empfinden zu müssen. Der Ziegenbock hatte begonnen, und seine beiden Weiber auf der andern Seite hatten nicht versäumt, dem Beispiel ihres Gemals kräftig zu folgen. Da es übrigens in dem Gange ganz dunkel war und die Stöße in aller Stille ausgetheilt wurden, so hätten sie wohl einen Herzhaftern erschrecken können, als den Dr. Feger.

In jener Zeit zeigte sich am Himmel ein Komet von ungewöhnlicher Größe, der sowohl den Astronomen als den Astrologen viel zu schaffen machte, zumal da er keinen Kopf, aber einen desto längern Schweif hatte. Da Dr. Nebel Beides zugleich war (nämlich Astronom und Astrologe), so läßt sich denken, daß er durch die merkwürdige Erscheinung doppelt in Anspruch genommen werden mußte. Der Schlaf war ihm ganz fremd geworden, und zum Essen konnte ihn nur das

stürmende, besorgte Nöthigen der guten Gertrud bisweilen vermögen. Den ganzen Tag war er beschäftigt mit Globen, Karten, Zirkeln ꝛc., und bei Nacht verfolgte sein forschendes Auge mit unermüdlichem Eifer das außerordentliche Phänomen, welches mit verdoppelter Schnelligkeit seinen Lauf fortzusetzen schien, als hätte es gefürchtet, durch Nebels Genie sein Wesen, seine Eigenschaften ergründet und die Bedeutung seines Erscheinens verrathen zu sehen. Weil Nebel zur Beobachtung des Kometen die Aussicht von seinem Speicher nicht für frei genug hielt, war er durch das Söllerfenster auf das Dach des Hauses hinausgestiegen und hatte seinen Platz auf dem Plateau des Schornsteins genommen, wo er nach allen Himmelsgegenden hin einen freien Blick hatte. Auf dieser Sternwarte war es ihm schon geglückt, unendlich viel Neues zu entdecken; namentlich hatte er beobachtet, daß der Komet seinen Schweif bald weithin ausstreckte, bald wieder bedeutend einzog. Noch eine einzige genaue Beobachtung, und er war zu einer Hypothese ausgerüstet, die seinen Ruhm über den Kometen würde erhoben haben, dem er ihn verdanken sollte. Ein unglückliches Ereigniß mußte ihm diese schöne Aussicht trüben,

das Schicksal schien neidisch auf ihn zu sein. Indem er nämlich in selbstvergessenem Forschereifer der Richtung seines Fernrohrs mit dem ganzen Leibe zu sehr folgte, und in dem nämlichen Moment durch einen Schornsteinfunken, der sich brennend in seinen Beinkleidern festgesetzt hatte, auf empfindliche Weise aufgeschreckt wurde, verlor er plötzlich das Gleichgewicht, und in dem Augenblick, wo der Komet seinen Schweif wieder um mehrere Grade einzog, fiel Dr. Nebel von dem Dach des Hauses in den Hof hinunter. Gertrud, die schon im Bette lag und den von einem ängstlichen Ton begleiteten Fall gehört hatte, sprang heraus; sie fand ihren so geschätzten frühern Herrn wie todt auf dem Mist liegen, und, wie es die Weise dieser thatkräftigen Frau war, ohne Geschrei zu machen oder ihren Mann im Hasenfang zu stören, hatte sie die Geistesgegenwart, in das Haus zurückzueilen und ein Glas mit Branntwein, den sie für ein Universalmittel hielt, zum Einreiben des Verunglückten herbeizuholen. Ohne an sich selbst zu denken, ohne der tödtenden Kälte zu achten, war sie für nichts besorgt, als für die Gesundheit ihres Herrn, und halb angekleidet, wie sie war, kam sie in eben dem Augenblick aus

dem Hause zurück, wo Feger in Gefahr stand, aus Angst vor seinem früheren Freunde in Ohnmacht zu fallen. Weil ihre Hand nicht sehr zart und ihre Meinung gut war, so hatte ihr heftiges Reiben über Nebels Brust und Hals, welche Theile sie für verletzt hielt, demselben einige Zeichen des Lebens abgenöthigt, welche in Fegers Ohren auf dieselbe Art zum Geknurre wurden, wie er die kupfernen Knöpfe an Nebels Rock für funkelnde Augen angesehen hatte. Während die Kur der guten Gertrud so erfreuliche Folgen zeigte, kam Martin, der bei seinem Geschäft nicht weniger glücklich gewesen war, mit einem mächtigen Hasen durch die Gangthüre. Sobald er hineintrat, sah er am andern Ende des Ganges einen Dieb stehen, der einen vor mehreren Wochen mißlungenen Versuch, die Ziegen zu stehlen, erneuern wollte. Martin, nicht gewöhnt, Worte zu machen, wo gehandelt werden konnte, schlich sich an den Dieb heran, nahm statt des fehlenden Knotenstocks den Hasen und streckte durch einen mörderischen Hieb mit demselben den Dr. Feger zu Boden.

Gertrud erschrak durch den gewaltigen Schlag, und indem sie nach dem Ort hinsah, woher der Schall kam, hörte sie ihren Mann voll Entsetzen

ausrufen: „O weh, er ist todt!“ „„Wenn ich ihn nicht gerieben hätte,““ rief Gertrud. „Wen?“ schrie Martin. „„Unsern Herrn Doktor.““ „Wo?“ „„Hier.““ „Ich meine den Dieb!“ „„Wo?““ „Hier!“ Bei dem Worte „hier“ faßte Martin den Ziegendieb am Arm und zog ihn zu seiner Frau hin. „„Ach Himmel, das ist der Dr. Feger.““ Was? rief Martin, der Fegern zwar nicht kannte, aber vor dem Worte „Doktor“ stäts einen besondern Respekt gehabt hatte und jetzt beim Nennen desselben seinen Hasen fallen ließ. „„Schnell den Branntwein her!““ und kaum hatte Gertrud das Wort ausgesprochen, so stand Martin schon am Schrank, und wie der Blitz war er, die Branntweinflasche in der Hand, wieder beim Dr. Feger. Gertrud ließ ihren bereits halbgenesenen Patienten liegen, um ihrem Manne bei dem andern hülfreiche Hand zu leisten; der Branntwein ward nicht gespart, und nun ging es an ein Reiben, das einen Todten hätte auferwecken können, um wie viel eher den Dr. Feger, der nur scheintodt war.

Er lebt, schrie plötzlich Martin. Er riecht, rief Gertrud. Und wirklich schien Fegers Geruchsinn, wenn auch alle andern Sinne noch bei ihm schliefen, auf den beliebten Branntwein auf-

merksam zu werden. Matt und langsam wandte er das Haupt etwas zur Seite und zog mit schwachem Athemzuge den wohlbekannten Duft in seine Nase. Mehr als ein Zeichen des Lebens brauchte Martin nicht, um von der Angst, daß er einen Mord begangen habe, befreit zu sein, und von dieser Freude zugleich einen Sprung zu thun über alle Besorgnisse, daß sein Patient einigen Schaden gelitten haben könnte. Er packte den Dr. Feger unter seinen rechten, den Hasen unter den linken Arm, und ohne fühlen zu können, wer von Beiden der Schwerste sei, trug er sie in sein Haus. Gertrud transportirte die theure Last des Dr. Nebel. Als die beiden Freunde hereingeschafft waren, wurde der Ofen angezündet, einige Bündel Stroh, einige alte Decken und Matrazen um denselben herumgelegt und auf dieß Lager die beiden Philosophen neben einander hingestreckt. Martins Bette stand in derselben Stube, die außer einem kleinen Vorrathskämmerchen und Nebel's kaltem Dachstübchen die einzige des Hauses war. Sowohl Martin, als auch Gertrud sehnte sich nach Wärme und Ruhe. Deshalb überließen sie die Vollendung ihrer Kuren der Natur, und in wenigen Minuten wetteiferten Beide schon in

derjenigen Art von Musik, die man Schnarchen nennt.

Der Ofen brannte heftig, große Funken und Feuerklumpen fielen durch den Rost in den Aschentrog und warfen einen schnell wieder verschwindenden Schein über die blassen Gesichter, die zur Seite lagen. Ihr gutmüthigen, unvorsichtigen Leute! Wenn nun ein Funken herüberrollte, das Stroh anzündete und die unglücklichen, hülflosen Gäste durch einen doppelten Tod ihr vielgeplagtes Leben beschließen müßten! Kennt ihr die grausamen Launen des Schicksals nicht, das sich so oft ein Vergnügen daraus macht, die Menschen da zu strafen, wo sie es am wenigsten verdienen, und da zu quälen, wo sie es am besten meinen? Ehrlicher Martin, gute Gertrud, wenn die Flamme eure friedliche Hütte ergriffe, sich von der Hütte auf eure Scheune stürzte, euren ganzen mühsam erworbenen Reichthum, eure zwölf Hühner, eure drei Ziegen, euer Schwein, eure zwei Kühe verzehrte und ihr nichts rettetet als ein elendes Dasein, wenn ihr mit euren lebendig gebratenen Thieren, die wie Menschen an euch gehangen hatten, den Hunger wie mit einem andern Menschenfleisch stillen müßtet, wenn ihr euch nur so

lange wärmen könntet, als eure Hütte brännte, und dann nackt und hoffnungslos in den Winter hinausirren müßtet! Habt ihr dies Alles nicht bedacht? Doch seid ruhig, ihr habt die Vorsehung bei guter Laune getroffen, sie setzte sich wachend und waltend hinter euren Ofen und begnügte sich, zu ihrem Zeitvertreib bloß eurem Schnarchen ein Ende zu machen.

Die Spatzen und Dohlen der Kirche, aufgeweckt durch die zwölf summenden Schläge der Mitternacht, hatten in der entstandenen Pause das eine ermüdete Bein schon durch das andere abgelöst und standen wieder an einander gedrängt und schlafend in den Ecken und Mauerlöchern des alten, stumpfen Kirchthurms. Der Iltis schlich lauernd über die Dächer der Häuser und Hühnerställe und durstete gierig nach einem warmen Trank. Der Hase saß knappernd an dem halberfrornen Winterkohl und ließ sich in seiner Mahlzeit nur bisweilen stören durch fernes Hundegebell, das kaum vernehmbar in die lauschenden, aufgerichteten Ohren drang. Man hörte nichts, als die pausirenden Anfälle des Windes, der, weil es eben Sonntag geworden war, den Ulmen und Obstbäumen und den Feldern umher reine Wäsche

von frischgefallenem Schnee anzog. Der Mond schien nicht und nur hier und da zeigte ein Stern mit seinem zitternden Lichte, daß der Himmel noch über den Wolken stand. Der halb weiß und von dem Rost halb braun gefärbte Zeiger der Thurmuhr war eben im Begriff, sich durch die Ziffer Eins um einen halben Fuß zu verlängern, als Martin, dessen Phantasie durch den Vorfall mit dem Ziegendiebe sehr erhitzt worden, von einem fürchterlichen Traum überfallen wurde und in Folge desselben die Ruhe der nächtlichen Szene auf eine effektvolle Weise unterbrach.

Martin träumte, indem er in der Abenddämmerung von einem Gange nach der Stadt zurückkehre, sehe er in der Ferne einen Hasen von der Größe eines Pferdes auf sich zu hüpfen. Der Hase hatte blutrothe, aber nicht runde, sondern spitzige Augen, von der Gestalt eines Dolches; anstatt der Ohren hatte er drohend aufgehobene Dreschflegel. Was das Thier am fürchterlichsten machte, war, daß es, wie ein Mensch, abwechselnd aufrecht auf den Hinterfüßen ging und in den Vorderpfoten eine Schlinge von fingerdickem Kupferdrath hielt, die es dem ersten Hasenfeind, welcher ihm begegnete, um den Hals werfen zu wollen

schien. Als Martin das Unthier auf sich zukommen sah, retirirte er seitwärts zwischen ein Paar Gärten in eine enge Zaungasse. Kaum war er bis in die Mitte derselben gelangt, als er ein Geräusch hinter sich hörte und den Hasen mit langsamem Schritt, die Augen in einer ängstigenden, horizontalen Lage starr vor sich hin gerichtet und die Schlinge zum Erwürgen bereit haltend, in die Gasse hereinkommen sah. Martin flieht, aber wohin? Die Gasse ist am Ende geschlossen, wie ein Sack. Er versucht über die Hecke zu springen, aber beklommen und, wie es ein Alptraum mit sich zu bringen pflegt, gefesselt an denjenigen Gliedern, deren er eben am meisten bedarf, ist er zu einem Sprung nicht im Stande. Er weicht bis in den Sack der Gasse zurück, und der Hase ihm nach. Der Hase scheint sich mehr zur rechten Seite hinzuhalten, deshalb drückt Martin, um ihn passiren zu lassen, sich fest an die Hecke zur linken Seite, d. h. an die Wand seines Zimmers. Der Hase wendet sich nach der linken Seite, deshalb retirirt Martin leise auf den Zehen zur rechten hin, d. h. aus dem Bette hinaus, drückt sich in die Hecke an einen dicken Apfelbaum, d. h. an den Ofen, in dem das Feuer unterdessen

ausgegangen war. Der Hase kommt näher und Martin zieht, da der Apfelbaum nicht nachgeben will, Bauch und Brust so viel als möglich ein, um das Monstrum unberührt vorbeigehen zu lassen. Der Hase scheint ihn aber zu fixiren, Martin drängt sich mit mehr Anstrengung zurück und zwar so, daß der Apfelbaum abbricht und umfällt.

Die beiden Patienten hatten durch die Wärme des jetzt wieder erloschenen Feuers sich so weit erholt, daß ihr todtähnlicher Zustand in einen bloßen Schlaf übergegangen und keine sehr gewaltsame Störung mehr erforderlich war, sie gänzlich aufzuwecken. Nebel war durch die Fürsorge der Gertrud dem Ofen am nächsten gelegt, Feger hatte den zweiten Platz. Als der Apfelbaum umstürzte, fiel daher der Stamm auf Dr. Nebel, ein Ast desselben, nämlich die Ofenpfeife, auf Dr. Feger. Beide sprangen zugleich auf, Nebel gerieth aber in Berührung mit Martin, und dieser, in der Meinung, daß ihm der Hase zu Leibe gehe, schleuderte das Ungethüm mit Anstrengung aller seiner Kräfte von sich. Dr. Nebel traf sehr gewaltsam auf Dr. Feger, und dieser flog zufällig gegen das Bette. Gertrud glaubte sich auf indezente Weise angegriffen und ihre beleidigte Weib=

lichkeit versäumte nicht, sich ihres kräftigen Armes augenblicklich zu bedienen und ihren Feind auf eine Art zurückzuweisen, daß er an der Wand unfehlbar einige Gliedmaßen zerbrochen haben würde, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, wider seinen Freund Nebel geschleudert zu werden. Dieser gerieth durch den Stoß wieder dem geängstigten Martin in die Hände, welcher, noch immer mit dem Hasen beschäftigt, Alles, was sich ihm näherte, mit einer halsbrechenden Vehemenz von sich warf. Auf diese Art führten die beiden Doktoren nebst Stühlen, Ofen, Tisch u. s. w. in der Stube eine gewaltsame Quadrille auf, deren einzelne Pas und deren physiognomische Seite sich vor Augen zu stellen, ich der Phantasie des Lesers überlassen muß. Das Beängstigendste dabei war, daß während der ganzen Bataille kein Wort gesprochen wurde. Martin war zwar durch den Tumult erwacht, wußte aber nicht, wo er sich befand, und noch halb umdroht von den Schrecknissen seines Traumes, wagte er nicht, einen Laut von sich zu geben, oder sich von der Stelle zu bewegen. Die beiden Doktoren wußten nicht, ob sie unter Menschen oder Thiere gerathen waren, ob sie sich in Afrika oder in Europa befanden,

und Schweigen schien ihnen für ihre Lage das Angemessenste. Endlich wagte Gertrud das Schweigen zu brechen. Martin! rief sie etwas laut. Was? antwortete Martin etwas leiser. Gertrud! rief Dr. Nebel. Was? antwortete Gertrud. Martin wollte nicht länger in Ungewißheit bleiben, er bahnte sich über den Ofen und umgeworfenen Tisch einen Weg zum Schrank, nahm Feuerzeug heraus und zündete Licht an. Martin und Gertrud konnten nicht genug erstaunen über die Unordnung, die sich jetzt vor ihren Blicken zeigte. Die beiden Doktoren traten einen Schritt aus ihren Ecken hervor, beide erkannten sich mit sichtbarer Verlegenheit, und indem Nebel das blutige Gesicht Feger's und dieser das mistbefärbte Gesicht Nebel's ansah, und indem sie gleichzeitig in ihre Taschen fühlten — wo ist mein Fernrohr? fragte Dr. Nebel. Wo ist meine Zange? fragte Dr. Feger.

Diese Fragen waren nur die Ableiter der ersten Verlegenheit. Ihnen folgte bald die gegenseitige Aufklärung über die Schrecknisse der vergangenen Nacht, und diese Mittheilungen hatten die vollständigste Aussöhnung der getrennten Freunde zur Folge. Nur auf diese Weise konnte eine Wiedervereinigung zweier Männer solcher Art, die auf

Tod und Leben einander gegenüber gestanden hatten, zu Stande kommen. Nur Feuer und Hammer kann das getrennte Metall wieder zusammenfügen. Aber die Vorsehung hatte die Beiden noch zu großen Thaten ausersehen, deßhalb ließ sie selbst das grausamste Mittel zu ihrer Aussöhnung nicht unversucht, und wenn sie dieselben in der Gelehrtenstube nicht vereinigen konnte, so warf sie sie zusammen in die Schlafstube eines ländlichen Paares.

Nach ihrer Aussöhnung begannen unsre gelehrten Freunde erst ihre interessantesten Fahrten, die noch auf ihren Beschreiber warten. Ein Bruchstück liefert die folgende Erzählung über ein Begegniß zu Rindshausen, die ich einer Mittheilung des Dr. Feger verdanke.

Als ich meine beiden Freunde wieder verließ — es war ein ziemlich dunkler Abend — begleiteten mich dieselben eine Strecke Wegs zum Dorf hinaus. Bei dieser Gelegenheit rannte Dr. Nebel mit dem Kopf an einen großen, langen Gegenstand, den wir für einen Pfahl oder Baumstamm ansahen. Als wir ihn aber näher untersuchten, fanden wir, daß es der Finger der Vorsehung war, der schlafend aus der Erde ragte.

IV.

Ein germanisches Ochsenhorn, zwei Doktoren der Philosophie, ein Schriftsteller und ein Dutzend Philister.

Eine vaterländische Geschichte.

(Fragment.)

„O, säh'st du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!“

Diese Worte des nachtwachenden Faust hörte die stille Nacht häufig von einem Manne wiederholen, der aus dem Nachtwachen ein Geschäft machte: von dem Nachtwächter zu Rindshausen. Gottfried Himmel, der Nachtwächter zu Rindshausen, war ein Mann mit stahlblauem, schwärmerischem Blicke, dabei aber ziemlich wohlgenährt

und mit vollen, scharfgerötheten Wangen, so daß er wohl für einen eingelebten Klosterbruder passiren konnte. Daß er, bei seiner wohlkonditionirten Leibesbeschaffenheit, dennoch so oft in den Ton des lebensüberdrüssigen Faust einstimmte, war die Wirkung eines tiefen Seelenschmerzes, den der gutmüthige und sentimentale Nachtwächter nicht los werden konnte, so lange er nicht im Stande war, das Amt von sich zu werfen, an welches ihn die Noth gefesselt hielt. Gottfried Himmel, ein Mann von guter Familie und ein durch Unglück mancherlei Art verkommenes Talent, hatte Vieles gefühlt und gelesen, sogar den Faust; er besaß also eine andre Bildung, als seine gewöhnlichen Kollegen, dabei hatte er poetische Anlagen und besonders war er musikalisch. Diese letztere Gabe war die Mutter seines ganzen Unglücks, denn seine Pflicht brachte es leider mit sich, daß er jede Nacht auf einem zwei Ellen langen Ochsenhorn blasen mußte, dessen Töne an das horrible Gebrüll wilder Thiere erinnerten und sicher der Stimme des Ungethüms nicht nachstanden, welches das Instrument früher auf seiner brutalen Stirne getragen. Welche Pein, wenn unser Musiker, nachdem er den schönen, freudenvollen Tag pflicht-

gemäß hatte verschlafen müssen, das Jahrhunderte alte, von zwanzig Vorgängern übererbte, verhaßte Instrument von der Wand nahm und mit diesem aufgedrungenen Begleiter zum tausendsten und aber tausendsten Male in die lautlose Nacht hinaustrat! Welch Gefühl, wenn er an den angewiesenen Straßenecken das dröhnende Horn an den Mund setzte und dessen erschütternde Töne zu den funkelnden Sternen hinaufbrüllen mußte, die wie zürnende Augen der Natur auf ihn herabschauten und unerweicht sich in seinem schmerzvollen Blicke spiegelten! Welch bitterer Vorwurf, wenn seine Freundinn, die flötende Nachtigall, deren klagenden Gesang sein lauschendes Ohr mit süßem Schmerz auffing, von seiner schrecklichen Musik entsetzt davon eilte und fern in den Gebüschen der Thäler verstummte! So oft schon hatte der unglückliche Mann bei dem Magistrat sich bemüht, mit einem andern Instrument versehen zu werden; so oft hatte er sich um eine andere Stelle, besonders die Stelle des Organisten, beworben, die der unmusikalische Schullehrer nur aus Eitelkeit fortbekleidete; aber die Bitten des bescheidenen und verkannten Mannes, der so selten Gelegenheit hatte, seine Eigenschaften an den Tag zu legen,

waren nicht nur fruchtlos, sondern er erhielt auch die bittersten Vorwürfe, weil er eine durch langjährigen Gebrauch geheiligte Einrichtung der Vorfahren zu reformiren, weil er einen Gegenstand, an dem so manche Erinnerung klebte, freventlich zu entfernen gedenke. Ja, er war sogar mit Entfernung von seinem Amt bedroht worden, im Fall er seine neuerungssüchtigen, revolutionairen Gesinnungen noch einmal zu äußern sich erkühnen würde. Sein Gesuch um die Organistenstelle aber wurde durch den entsetzlichen Bescheid niedergeschlagen, daß er zur Anwendung seiner musikalischen Gabe durch sein Amt jede Nacht Gelegenheit habe, während die Orgel nur alle Sonntage gespielt werde. Es scheine ihm daher mehr um ein bequemes Leben, als um musikalische Beschäftigung zu thun zu sein. Uebrigens besetze man die Organistenstellen mit gebildeten Musikern, wie der Herr Schullehrer einer sei, nicht aber mit Nachtwächtern, die sich durch eine dürftige Klimperfertigkeit verleiten ließen, sich über ihren Standpunkt zu erheben. In dieser Art war der Bescheid abgefaßt; in dieser Art wurde Gottfried Himmel beurtheilt. Und so hatte er denn endlich seinen Schmerz stumm in sich verschlossen, und

nur seine einzige Freundinn, die Nacht, hörte ihn seufzend in die oft wiederholten Worte ausbrechen:

„O, säh'st du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

Dann warf er wüthend sein Horn zur Erde, als hätte er endlich Kraft gewonnen, sich für immer von ihm zu trennen; doch unmittelbar nachher raffte er es hastig wieder auf, besorgt, sein Instrument könne Schaden gelitten haben und beim Magistrat sein Ankläger werden. Wie peinigend, wenn er es dann wieder an den Mund setzen mußte, bloß um sich zu überzeugen, daß sein verhaßter Begleiter, den er so gern für ewig hätte verstummen gemacht, noch unversehrt und bei Stimme sei! Das Horn rührte von einem riesigen, fabelhaften Ochsen her, welcher, wie das Gerücht sagte, in den wilden Waldungen der umherliegenden Berge vor zwei Jahrhunderten erlegt worden war, und es besaß eine Härte und Stärke, die einen Mann, wie Gottfried Himmel war, völlig zur Verzweiflung bringen konnte. Der Ochse hatte im Leben sich der ganzen Einwohnerschaft furchtbar gemacht, man zählte mit Dutzenden die Opfer seiner Wuth auf, und unter

ihnen sogar den Ortsvorstand, an dem das Thier sich aus Versehen vergriffen hatte; nun sollte er auch noch im Tode zum Menschenquäler werden, und sogar das Siegeszeichen, das die Kunde seines Unterganges zum Schrecken aller seiner Nachfolger fortzupflanzen bestimmt zu sein schien, mußte das Unglück eines edlen Mannes sein. Welches Glück für die Menschheit, daß nicht die Existenz aller Ochsen eine solche Nachwirkung hat, wie die Existenz jenes Rindshausener, der noch nach zwei Jahrhunderten seine Hörner fühlen ließ! Das zweite Horn des Ochsen wurde im Stadtarchiv sorgfältig aufbewahrt, und diese Sympathie des Magistrats für die Ochsenhörner raubte unserm Nachtwächter auch die letzte Hoffnung, wenn bisweilen der verwegene Gedanke in ihm aufstieg, sein Horn verloren gehen zu lassen. Er würde nicht nur zur strengsten Verantwortung gezogen, sondern, was das Schlimmste war, zugleich mit dem Reservehorn versehen worden sein. Ein anderes Horn aber unterzuschieben, oder das Blasen ganz zu unterlassen, durfte er noch weniger wagen, da es nicht an Spionen fehlte, die seine Antipathie kannten und, nach seinem Posten begierig, auf das Sorgfältigste seine Funktionen kontrolirten, um beim geringsten Anlaß

ihn zu denunziren. Sogar der argwöhnische Bürgermeister lauerte ihm aus Eifer für das Wohl der Gemeinde bisweilen auf und ließ durch den Stadtschreiber eine geheime Konduitenliste über ihn führen. So war denn der unschuldige Mann gefangen und bewacht von allen Seiten, wie ein verbrechensinnender Bösewicht, und nur eine Hoffnung blieb seiner gedrückten Seele übrig, die Hoffnung, einst Ruhe unter jenen schönen Kirchhofslinden zu haben, deren Anblick, so oft ihn sein nächtlicher Gang an ihnen vorüberführte, ihm unter Seufzen die Worte abpreßte:

„O, sähst du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!“

Eines Nachmittags fand Himmel, als er sich eben von den Qualen der verwichenen Nacht ausgeruht hatte und im Begriffe stand, vor dem Wiederantritt seiner unästhetischen Dienstverrichtungen seine Seele durch einige wehmüthige Akkorde auf seiner alten Harfe zu trösten, folgenden Brief auf dem Tische liegen:

„Posaunenengel! — Ein Nachtwächter ist nach den Begriffen vernünftiger Leute dazu bestimmt, für die schlafenden Bürger zu wachen, nicht aber,

die Schlafenden zu wecken und ebenfalls zu Nachtwächtern zu machen. Das Nachtwächtern ist keine so beglückende Sache, daß es nöthig wäre, mit Ochsenhörnern Proselyten zu machen. Ein Nachtwächter soll der nächtliche Ortsschutzengel sein, der die Diebe am Einbrechen und das Feuer am Ausbrechen hindert. Es liegt in seiner Bestimmung, daß er, trotz der Dunkelheit, mehr die Augen als den Mund aufthue, aber

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,"

wenn der Mann aus brutalem Diensteifer (!) alle zwanzig Schritte in sein viehisches Horn stößt, daß der ruhige Bürger entsetzt aus dem Schlafe auffährt, daß man sich in das Getümmel der Kriegszeit versetzt glaubt und sich alle Augenblicke mit der Vorstellung ängstigt, es seien so eben die feindlichen Truppen in den Ort eingerückt. Selbst auf die Träume wirken diese fürchterlichen, martialischen Töne schreckend ein, und schlief man wunderbarer Weise fest genug, um nicht aus dem Bette zu fahren, so hat man sich wenigstens, wie der Ritter in dem „Kampf mit dem Drachen," die ganze Nacht keuchend im Gefecht befunden. Hat man nun noch dazu das Unglück, in einem

Ort zu Hause zu sein, wo kein zur Schlafstörung bestimmtes Nachtwächterhorn in der Mode ist und wo ein solches Instrument bloß die Stelle der Brandglocke vertritt, so sieht man wachend und träumend die ganze Nacht hindurch seine Wohnung in Flammen stehen, und wenn man dann nach der durchbebten Nacht in unruhigem Morgenschlummer den Postwagen durch die Straßen rollen hört, so denkt man, statt sich auf den Brief zu freuen, den man von seiner Geliebten zu erwarten hat, nichts Anderes, als: Gott sei Dank, daß sie doch endlich mit der Brandspritze kommen! Wenn Sie, schrecklicher Posaunenengel, ebenfalls zu den vernünftigen Leuten gehören, woran ich stark zu zweifeln Ursache habe, so frage ich Sie, wozu kann das dienen, daß Sie die ganze Nacht einen so entsetzlichen Generalmarsch blasen? Haus't ein nächtliches Korps in diesen Bergen, dem Sie die Kriegsmusik aufspielen?"

In dieser Weise fortfahrend, berührt der Brief sodann des Nachtwächters musikalisches Gehör, seine zarteste Stelle mit folgenden Worten: „Musikalisches Gehör! Wie konnte ich bei dieser Gelegenheit nur auf dieß Wort kommen? Welchen Begriff kann ein Mensch von Musik haben, dessen gestähltes

Trommelfell zum wenigsten die Dicke des Felles von dem verwünschten Thier haben muß, das ihm sein Instrument gab? Taub müssen Sie sein wie ein Grab. Wären Sie nur auch stumm wie ein Grab! Sie müssen einen Fehler am Gehör haben, der am Ohr Das ist, was am Auge der Staar. Ist denn Niemand hier, der Sie operiren kann? Ich rathe Ihnen eine Pulversprengung an, aber nicht mit zu geringen Quantitäten, sonst wirkt sie nicht. Es hat einmal einen Helden gegeben, der zum Schutz gegen den verführenden Gesang der Seejungfern sich und seinen Gefährten die Ohren mit Wachs zustopfte. Das Wachs hätten Sie an seiner Stelle gespart, nicht wahr? Die Seejungfern hätten sich umsonst ihre schönen Kehlen abgesungen, und Sie wären durch Ihre Tugendstärke berühmt geworden."

Hierauf macht der Brief allerlei mit Beleidigungen versetzte Vorschläge, die Nachtwächter musikalisch zu machen, und schließt dann mit folgenden Worten: „Hier haben Sie nun meinen Vorschlag, den ich im Namen der leidenden Menschheit mache. Möge er recht bald zur Ausführung kommen, d. h. bei Ihrem Nachfolger! Um für Ihren Diensteifer ein würdiges Zeugniß und

Andenken zu hinterlassen, verehre ich Ihnen die folgende Grabschrift, die Sie schon vorläufig auf Ihr hölzernes Grabkreuz können einschnitzen lassen:

Macht euch gefaßt, sündhafte Menschen ihr,
Es ist vorbei mit eurem Thun hienieden,
Der Schreck des jüngsten Tags ist vor der Thür':
Der Hauptposauner ist schon hinbeschieden!

Sterben Sie ruhiger, als Sie lebten.

Ein Reisender,
den Sie die vorige Nacht leider zu
ihrem Kollegen gemacht haben."

Der Verfasser dieses, auf ein Büffel-Instrument und einen entsprechenden Virtuosen berechneten Briefes war ein junger Schriftsteller, der in der Nähe von Rindshausen wohnte und sich eine Nacht im Ort aufgehalten hatte, um seine von einer Reise zurückerwartete Frau zu empfangen. Soll ich ihn verrathen? Vielleicht würde sein Gewissen dadurch zu sehr affizirt werden, welches, wie die Folge zeigen wird, in diese Geschichte verflochten ist. Das Blasen des Nachtwächters hatte ihn die ganze Nacht wach erhalten, und einen Theil dieser Zeit hatte er dazu benutzt, sich an dem unschuldigen Störer seiner Ruhe, den er natürlich nicht kannte,

durch jenen grausamen Brief zu rächen. Es ist noch nie ein Mann härter verkannt worden, als der Nachtwächter von Rindshausen in diesem Briefe. Wer menschliches Gefühl besitzt, wer jemals den Schmerz einer lieblosen Beurtheilung seiner gefesselten guten Eigenschaften empfunden hat, der wird ermessen, welchen Eindruck die unverdienten Vorwürfe auf Himmels weiches Gemüth machen mußten. Sie platzten wie eine Bombe in sein stilles, einförmiges, nächtiges Leben hinein und versprengten auch seinen letzten Rest von Ruhe und Trost. In den Bach seines Daseins, der still in tiefem Schatten unter Nachtviolen und Vergißmeinnicht daher schlich, war ein Felsstück gefallen, das ihn bis auf den Grund trübte und in Aufruhr brachte. Nichts war ihm natürlich bitterer als die Voraussetzung, daß an seinem Blasen der Diensteifer schuld sei und daß es ihm an musikalischem Gehör fehle, ihm, dem nichts verhaßter, als sein Dienst, dem nichts in solchem Grade verliehen war, wie eben das musikalische Gehör. Wenn er nie die Grausamkeit des Geschicks gefühlt hätte, das ihm einen seiner Natur so widersprechenden Beruf verliehen, so mußte sie jetzt mit ihrer ganzen Last auf ihn drücken.

Aetzende Thränen netzten das Papier, das er in der zitternden Hand hielt, konvulsivisch zuckend sah er durch das offene Fenster, in welches der Mond eben hereinzuscheinen begann, zu dem erbarmungslosen Himmel hinauf, und lange konnte er für seinen Schmerz keine Sprache finden, bis er endlich wieder mit schwerem Seufzen in die Worte ausbrach:

„O, säh'st du, stiller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!"

In diesem Augenblicke fiel sein Auge auf das verhaßte Horn, von dessen abgescheuertem Kupferbeschlag der Mondschein zurückblitzte, und dieser Blitz durchzuckte sein Herz wie ein Dolch. „Könntest du doch," sprach er, „du quälender Begleiter meines Lebens, könntest du dich doch nach alter Art in ein Trinkgefäß umwandeln, dessen Inhalt tödtendes Gift wäre, ich wollte dich als meinen innigsten Freund begrüßen und auf Einen Zug deine Höhlung leeren!" Mit gepreßter Resignation langte er dann sein Instrument von der Wand herab, hängte es über die Schulter und schickte sich gewaltsam zu seiner gewohnten Wanderung an. Nachdem er eine Zeitlang sich mit vergeblichem Nachsinnen über den unbekannten

Verfasser jenes Briefs beschäftigt, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort: „Warum seid ihr erfinderischen Menschen, die ihr euch und Andere nur zu quälen bedacht seid, noch nicht auf den Einfall gerathen, statt eines Menschen mit einem Ochsenhorn einen Ochsen selber zum Nachtwächter zu machen? Fürchtet ihr, daß seine euch verwandte Seele sich in dem Ton seiner Stimme weniger aussprechen werde, als in dem Ton des Auswuchses, den er auf seinem Geistessitz getragen? Kommt es euch Leuten des Fortschritts aber darauf an, eure Quäler-Einrichtungen von den industriellen Erfindungen eures Geistes Vortheil ziehen zu lassen, warum legt ihr nicht eine Eisenbahn durch eure Straßen an, warum setzt ihr nicht den Nachtwächter auf einen Dampfwagen und laßt ihn eure Nachtmusik durch die Töne des allergroßartigsten aller Instrumente, durch die Töne der Lokomotive verstärken? O, gebt mir einen Dampfwagen, ich will mit ihm durch die Straßen donnern, daß eure Häuser beben, ich will euch eine Musik machen, daß das Wort Schlaf aus eurer Sprache verschwinden soll. Einen Dampfwagen! Einen Dampfwagen!"

Vor Zorn glühend, wußte der Nachwächter

seinen Gefühlen keinen Ausdruck mehr zu geben, und wüthend setzte er sein Horn an den Mund und blies, daß die Wände seiner Wohnung dröhnten. Diese Töne brachten ihn endlich wieder zur Besinnung, er dachte zurück an seine Pflicht und an den Bürgermeister, und trostlos ergeben in sein Geschick, trat er hinaus auf die bereits menschenleere Straße. Außer seinem Horn nahm er aber dieses Mal noch einen andern Begleiter mit, der allein noch im Stande war, ihn sein Unglück auf kurze Zeit vergessen zu machen, einen Begleiter, den als letzten Trost so mancher schwache Verzweifelnde ergreift und als langsamen Mörder des Schmerzes aber auch des Lebens sich befreundet: es war eine Flasche, und zwar eine Flasche mit dem besten Kartoffelgeist, den die Kunst der rindshausener Geistfabrikanten zu erzeugen vermochte. Abwechselnd setzte er bald den einen, bald den andern Begleiter an den Mund, bis er endlich sich bloß noch mit dem letztern beschäftigte. Die gute Wirkung blieb nicht aus, und es verging keine Stunde, da senkte der mitleidige Schlaf seine tröstende Hand schon auf das Haupt des Vielgequälten, der lang gestreckt im Angesicht des Rathhauses auf einer Steinschwelle lag.

Es war eine duftige, herrliche Nacht, still und noch schwach erleuchtet von dem untergegangenen Monde, seit langer Zeit die erste, in welche das dröhnende rindshausener Nachtwächterhorn seine Schrecken nicht durch die Berge sandte. Käuze kreischten in ungewöhnlicher Munterkeit umher, als feierten sie die Befreiung ihres nächtlichen Reiches von der Nachtwächter-Tyrannei, und die Nachtigallen flöteten dazwischen, wie zu einem Konzert vereinigt, in den Vorgärten des Städtchens. Keine menschliche Stimme, kein Fußtritt ließ sich hören, selbst die spionirenden Beobachter Himmel's waren dies Mal unthätig, und der Schlag der Thurmuhr, die eben die zwölfte Stunde verkündete, war der einzige Ton, der an Menschen erinnerte. Doch auch die Ungestörtheit dieser Nacht sollte in Rindshausen nicht von langer Dauer sein. Plötzlich erschallten schleppende Fußtritte in dem engen und dunkeln, aus Felsblöcken zusammengemauerten Stadtthore, und zwei Gestalten, eine große und eine kleine, traten schweigend in den Ort. Wer waren diese nächtlichen Reisenden? Ich will sie in aller Eile dem Leser vorstellen: es waren meine alten Freunde, der Dr. Nebel und der Dr. Feger. Ein Ren-

kontre mit einem schalkhaften Jäger — er wird später wieder zum Vorschein kommen — den sie im Gebirge schlafend gefunden und in ihrer Gelehrsamkeit für todt gehalten hatten, brachte sie in so später Nacht nach Rindshausen. Sie suchten schon die halbe Nacht nach einem Orte, um die traurige Begebenheit der Behörde anzuzeigen; es wollte ihrer philanthropischen Bemühung aber nicht gelingen, in der wilden Berggegend einen menschlichen Ort ausfindig zu machen, sie hatten sich vielmehr immer weiter von allen Wegspuren verirrt und waren mit Hülfe der unterdeß eingebrochenen Nacht in ein solches Labyrinth von Thalschluchten und Felskuppen, von Sümpfen und Wäldern, Strauchwerk und Gestrüpp gerathen, daß sie an einem Auswege völlig zu verzweifeln anfingen. Besonders schwebte Dr. Feger in einer nicht geringen Angst für seinen kleinen Rest von Leben, und in jedem dunklen Strauch glaubte er einen Banditen oder einen Bären (ursus arctos, wie er sich trotz der Angst naturhistorisch ausdrückte) zu erblicken, der ihm seine schreckliche Umarmung zugedacht habe. Als sie in dieser Noth an einer lichten Stelle des Waldes eben berathschlagten, was zu thun, hörten sie plötzlich

in der Ferne einen brüllenden Ton, der sie Anfangs nicht wenig erschreckte, der aber bald durch seine regelmäßige Wiederholung seinen menschlichen Ursprung zu erkennen gab und ihnen zuletzt keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß er aus dem Horn eines Dorfnachtwächters kam. Was dem armen Gottfried Himmel zur tödtenden Qual, das gereichte den beiden Doktoren zur lebhaftesten Freude. Sie rafften, von Hunger und Müdigkeit auf's äußerste erschöpft, ihre letzte Kraft zusammen, um sich Bahn zu brechen nach der Gegend hin, woher die Töne gekommen waren, und obschon dieselben nach einiger Zeit völlig wieder verstummten, gelang es doch den beiden Verirrten, mit Hülfe dieses Wegweisers nach einer Stunde den Wohnort ihres unbekannten Retters zu erreichen. Ihre erste Sorge war, das Rathhaus auszufinden, theils um endlich ihre verspätete Anzeige über das Abenteuer mit dem todten Jäger zu machen, theils weil sie bei der Stadtwache ein Unterkommen zu finden hofften, das ihnen die verschlossenen Thüren der übrigen Häuser nicht versprachen. Sie erkannten das Rathhaus bald an den hohen Giebelspitzen und Zacken seiner mittelalterlichen Bauart, die sich gegen den

dunklen Himmel abzeichneten; aber eine Nachtwache fanden sie nicht. Durch diese trostlose Entdeckung wurden ihre ohnehin erschöpften Seelen völlig entmuthigt; auch waren sie so todtmüde, daß die Beine ihnen zu weiterem Nachforschen den Dienst versagten. Die Nacht war außerdem, besonders in den engen Straßen Rindshausens, unterdeß stockfinster geworden und die beiden Doktoren beschlossen daher, in der Nähe des Rathhauses auf dem ersten besten Ruheplatze den Tag abzuwarten. Halb tappend, halb fallend geriethen sie auf die Schwelle, wo der schlafende Nachtwächter lag, und legten sich, vor Ermattung aller Unterscheidungsgabe bar, halb auf den Schlafenden ebenfalls zur Ruhe. In zwei Minuten schlief der ganze Knäuel um die Wette, ein Nachtwächter und zwei Doktoren der Philosophie.

Himmels Pflichtvergessenheit blieb mittlerweile nicht ohne rächende Folgen, und wenn er selbst auch schlief, sein Gewissen war nicht mit eingeschlafen. Schon um die Zeit, wo die beiden Schlafkameraden sich ihm näherten, begann das drohende Gewitter eines ängstigenden Traumes in ihm aufzusteigen. Als nun gar die zwei Doktoren sich auf seinen Körper legten, kamen phy-

sische Ursachen den moralischen zu Hülfe, und der Druck der philosophischen Fremdlinge verursachte ihm ein fürchterliches Alpdrücken. In diesem seinem Zustande nahm der Traum eine schreckliche Gestalt an. Himmel träumte nämlich, er sei während der Erfüllung seiner Pflicht eingeschlafen, dieser Umstand sei von zwei Brandstiftern benutzt worden, um im Ort Feuer anzulegen, und nun stehe ganz Rindshausen in lichten Flammen. Er sah die rothe Gluth sich gegen den Himmel aufbäumen, er hörte die grausige Stimme der Brandglocke, er vernahm das Wimmern der Verbrennenden, er fühlte die Hitze der Luft, er war bedroht von dem Sturz der zusammensinkenden Häuser — und bei allem dem fühlte er sich gefesselt und konnte nicht von der Stelle. Zugleich glaubte er das Nachegeschrei der Rindshausener zu hören, die wüthend durch die Straßen rannten, um den Urheber ihres Unglücks, den pflichtvergessenen Nachtwächter, zur Rechenschaft zu schleppen; gleichzeitig hörte er schon seinen Nachfolger auf dem Reservehorn blasen und mit schrecklichen Posaunentönen das jüngste Gericht des Magistrats auf ihn herabrufen. Nach langer Anstrengung unter Windungen und Stöhnen gelang es endlich

dem schweißtriefenden, vor Aufregung glühenden Nachtwächter, zu erwachen, und in einem Nu warf er seine beiden Dränger mit gewaltiger Anstrengung auf die Straße. Diese, die ihrerseits durch den Traum wieder in ihre Bergwildniß zurückversetzt waren, glaubten sich von Bären oder Räubern angefallen, rafften sich in möglichster Hast wieder auf und eilten in wildester Flucht in den Ort hinein. Himmel, dem jetzt der ganze verbrecherische Zusammenhang klar wurde und der die Fliehenden für die Brandstifter hielt, gab sofort mit seinem Horn das Brandsignal und rannte, halb von Zorn, halb von Angst erfüllt, den beiden Doktoren nach, von Zeit zu Zeit sein Signal wiederholend. Es währte nicht zehn Minuten, so war ganz Rindshausen auf den Beinen, und Alles schrie „Brand", obschon Niemand einen Funken Feuer gewahrte. Die Verwirrung war groß; Keiner wußte, wo er helfen, wohin er sich retten sollte; Keiner war bei der Finsterniß im Stande, den Andern zu erkennen, und Manche liefen, von entgegengesetzten Seiten herzueilend, sich gegenseitig im Diensteifer zu Boden; es entstand Streit unter den Helfenden, und an verschiedenen Straßenecken lagen die besten

Freunde haufenweise aufeinander und zerbläuten sich auf's Freundschaftlichste. Die rindshausener Damen liefen zum Theil in ihren Nachtjacken durch die Straßen und streckten sehnsüchtig die Arme nach einem Retter aus; der Bürgermeister hatte in edler Aufopferung sofort seine Pferde hergegeben, sie aber in der Dunkelheit und Verwirrung irrthümlich, statt an die Brandspritze, an seine Chaise spannen lassen und fuhr wie besessen durch das Städtchen umher; der Magistrat eilte in corpore hinaus, um sich in dem Sitzungssaal auf dem Rathhause zu versammeln, gerieth aber durch Versehen in den Gasthof „zum rothen Ochsen"; die Polizei öffnete das Stadtprison, worin sechs betrunkene Schneider saßen, anstatt des Spritzenhauses und schrie nach Wasser; der ehrwürdige Herr Pfarrer stürzte in Unterhose und Skapulier aus seiner Wohnung und seine besorgte Köchinn verfolgte ihn mit dem Nachtgeschirr, um zu löschen; der Küster rannte mit dem Kirchenschlüssel irrthümlich nach dem Lazareth und wurde wegen versuchten Einbruchs von dem Aufseher durch die Stadt verfolgt. Kurz, es war eine Verwirrung, eine Gelehrsamkeit und ein Lärm in Rindshausen, wie niemals vorher, und das

Alles — o Nemesis! — durch ein Ochsenhorn!

Als man trotz allem Schreien und Suchen kein Feuer auffinden konnte, kam man allmälig auf die Vermuthung, der Nachtwächter habe irgend ein Verbrechen entdeckt, und dieserhalb die Einwohnerschaft zu Hülfe gerufen. Dabei war indeß allen ein Räthsel, daß der Nachtwächter selbst sich nicht einfand und sich keine Spuren der Verbrecher zeigten. Während man auf dem Markte sich hierüber beim Scheine unterdeß angezündeter Lichter seine Ansichten mittheilte, wurden von einem Trupp rindshausener Nationalgardisten zwei Fremdlinge vorgeführt, die, von dem blasenden Nachtwächter verfolgt, man aus dem Thor hinaus rennen gesehen und dort eingefangen hatte. Der Nachtwächter selbst war plötzlich verschwunden und verstummt, was natürlich den schwersten Verdacht erregen mußte. Sobald die Fremdlinge vorgeführt und als muthmaßliche Brandstifter oder Diebe oder gar Mörder bezeichnet wurden, überlief ein Schauder der Wuth die Menge, und man machte alle Anstalten, ein sehr strenges Urtheil in demselben Augenblick zu sprechen und zu vollziehen. Besonders die Nationalgarden schienen sich

beeilen zu wollen, um von dem Werke, das sie durch Fahndung der Verbrecher so rühmlich begonnen, sich durch Exekution auch den Ruhm der Vollendung zu sichern. Die beiden Doktoren machten verzweifelte Gesichter, und selbst Dr. Nebel, der bei den gewöhnlichen Anlässen des Lebens selten Worte oder Vorkehrungen für nöthig hielt, begann, als er eine kräftige Faust an der Halsbinde fühlte, die Gefahr zu erkennen und betheuerte seine Unschuld.

Da trat der Pastor, unterstützt vom Schullehrer und einem Stadtrath, in die Mitte des Haufens und ermahnte zur Mäßigung. Er stellte den Bürgern vor, daß sie das Verdienst, welches sie durch Arrestation der Verbrecher sich erworben, durch Ueberschreitung ihrer Befugnißgränzen nur schmälern könnten, daß die einstweilige Untersuchung der Sache zu den hohen Funktionen des Stadtvorstandes gehöre und die Bestrafung der Arrestanten dem Gericht zu überlassen sei. An die religiösen Ermahnungen, die der Pastor noch folgen ließ, knüpfte noch dem Schluß von dessen Anrede der bemeldete Stadtrath mit einem unaussprechlich schlauen Blick die tröstende Versicherung: er werde auf dem Rathhause schon dafür sorgen,

daß die beiden Spitzbuben gehörig „verarbeitet" würden. Diese Trostgründe wirkten, die beiden Doktoren wurden mit weiteren Thätlichkeiten verschont und unter entsetzlichem Geschrei des sie begleitenden Haufens auf das Rathhaus gebracht. Sogleich trat der zusammenberufene Magistrat zu einer geheimen Sitzung zusammen und erklärte sich vorläufig permanent, um das Wohl der Stadt zu sichern. Sechs Bürger standen Wache vor dem Sitzungssaal und vor dem Rathhaus versammelte sich die übrige Bürgerschaft. Die beiden Verbrecher wurden vorgeführt, die Magistratsmitglieder nahmen patzig ihre Sessel ein und man machte Anstalten zum Verhör. Fürchterliche Stille. Obenan sitzt der Bürgermeister mit scharfsinnigem Gesicht und wirft abwechselnd einen forschenden Blick bald auf die Arrestanten, bald in die eingelaufenen Steckbriefe, deren ein ganzer Haufen neben ihm liegt. Das Husten eines hektischen Stadtraths unterbricht die Stille. Sein Nachbar, dadurch ermuthigt, flüstert ihm bedeutungsvolle Worte ins Ohr. Der bereits erwähnte Stadtrath, der für das „Verarbeiten" Sorge zu tragen versprochen hatte, notirt sich omineuse Dinge auf das vor ihm liegende Papier. Der Stadtsekretär schneidet mit drohen-

der Akuratesse die Protokollfeder, wie ein Henker das Messer zurechtmacht. Die Blicke heften sich mit zunehmender Spannung auf die beiden Fremdlinge, deren Aeußeres immer räthselhafter erscheint. Gewöhnliche Verbrecher scheinen sie nicht zu sein. Bald scheinen sie im Aeußern etwas von einem Schullehrer, bald von einem evangelischen Geistlichen, bald von einer Gerichtsperson zu haben. Feger's spitzes Gesicht läßt aber keine Zweifel über ihre bösen Absichten übrig. Einer der Stadträthe, ein Gewürzkrämer, der den Tag zuvor mit einer falschen Kassenanweisung angeführt worden war, glaubt in Feger einen Falschmünzer zu erkennen und bereitet sich schon im Geheimen vor, bei der Fortsetzung der Verhandlungen diesen Punkt zur Sprache zu bringen. Der Polizeiportier bemerkt in Nebel's hinterer Tasche ein Pistol (es war ein Fernrohr) und macht davon dem Stadtsekretär, auf den Fußzehen gehend, geheime Mittheilung. Es wird davon unter angemessenen Geberden Notiz genommen. Durch die Mittheilung des Polizeidieners wird der Stadtsekretär Gegenstand der Aufmerksamkeit und er glaubt dieser gemäß Zeichen seiner Wirksamkeit geben zu müssen. Während nämlich der Bürgermeister noch die Steck-

briefe durchsieht, macht der Sekretär, vorbereitend, sich schon an den Kopf des Protokolls und schreibt mit einer der Wichtigkeit der Sache angemessenen Miene: „So verhandelt zu Rindshausen im Sitzungssaale des Rathhauses am *ten des Monats Juni 18** am Vormittage des frühen Morgens zwei Uhr.“ Nach ungefähr einer Viertelstunde, als er mit diesen Worten fertig geworden, hat auch der Bürgermeister die Revision der Steckbriefe beendigt und spricht halblaut, zu den Stadträthen gewendet: „Nicht vorhanden!“ Darauf wendet er sich zu den Arrestanten und fragt: „Haben Sie Pässe?“ Dr. Feger tritt vor und antwortet: „Meine Herren! Nachdem unsere Bestürzung über den Vorfall dieser Nacht einigermaßen vorüber ist, sehen wir wohl ein, durch welches Mißverständniß wir in diese Lage gebracht sind, und wir hoffen, daß auch Ihnen der Zusammenhang bald klar werden wird. Bis dahin erlauben Sie uns wenigstens, Platz zu nehmen, denn wir sind müde und dürfen in einer so gebildeten Gesellschaft wohl nichts Anderes erwarten, als honnet behandelt zu werden.“ Bei diesen Worten schob er seinem Kollegen Nebel einen Stuhl hin, und Beide nahmen Platz. Der Magistrat ward ein

wenig stutzig über diese halb schmeichelhafte, halb vorwurfsvolle Anrede, und man sah sich einander an, als wollte man sich von der gegenseitigen Verlegenheit überzeugen. Da machte der hektische Stadtrath der Verlegenheit ein Ende, indem er mit rauhem Ton der Meinung war, es sei angemessen, vorher den Paß zu zeigen, ehe man Platz nehme, denn das Platznehmen hange von der Bildung ab, und die Bildung könne sich des Signalements wegen doch nur aus dem Paß ersehen lassen. Diese scharfsinnige Bemerkung fand so lebhaften Anklang, daß Alle sich halb von ihren Sitzen erhoben und mit triumphirenden Blicken und vorgestreckten Köpfen das Vorzeigen der Pässe für nöthig erklärten. Der hektische Stadtrath aber wiegte sich in stolzer Freude hin und her und wiederholte dreimal seine Bemerkung. Da trat Dr. Feger abermals auf und sprach: „Meine Herren! Die Hauptsache im Paß ist doch nach Ihrer eigenen Erklärung das Signalement, nicht wahr?“ Diese Frage wurde einstimmig bejaht. „Nun“ — fuhr Dr. Feger fort — „wenn das Signalement, diese Kopie der Persönlichkeit, eine Hauptsache ist, so muß die Person selbst, als das Orginal, keinen geringern Werth für Sie ha-

ben. Da wir nun originaliter vor Ihnen sitzen, so glauben wir dadurch die Kopie vollständig ersetzen zu können.“ Diese spitzfindige Replik Feger's machte eine noch größere Sensation, als seine frühere. Die Würde der Versammlung war in augenscheinlicher Gefahr, da man nichts zu entgegnen wußte. Als die Gefahr aufs Höchste gestiegen war und kein Retter sich mehr vernehmen ließ, faßte endlich der Bürgermeister, die Aufgabe seiner Stellung begreifend, seine ganze amtliche Kraft zusammen und sprach: „Ihre Namen, meine Herren?“ Antwort: „Dr. Nebel und Dr. Feger.“ Ungeheures Erstaunen. Allseitig gegenseitiges Anglotzen. Allgemeines Stillestehen des Verstandes. Doktor! dachte der Eine; Doktor! dachten die Andern; Doktor! dachten sie alle zusammen. Dieser Aufschluß über die gelehrte Qualität der Fremdlinge enthielt zugleich eine Auffoderung zu äußerster Vorsicht, zumal da die Antworten Feger's der Versammlung bereits nahe gelegt hatten, daß sie leicht in Gefahr kommen könne, sich zu blamiren. Der Magistrat beschloß daher, ehe er weiter ging, sich zu einer geheimen Berathung über das weitere Verfahren in ein Nebenzimmer zurückzuziehen. Gleichzeitig wurde der Polizei-

dienerportier angewiesen, den Saal ebenfalls zu verlassen und durch das geheime Beobachtungsloch das Benehmen der Delinquenten zu observiren. In der geheimen Sitzung, worin sich durch die verschiedenen Debatten ein erstaunlicher Reichthum an Scharfsinn und Weisheit entwickelt haben soll, siegte mit zwölf Stimmen gegen keine die Ansicht, man müsse der Klugheit gemäß sich mit den Arrestanten in kein langes Federlesen einlassen, sondern ihnen gerades Weges mit den einfachen Mitteln der ländlichen Inquisition zu Leibe gehen. Zu dem Ende bereitete sich der Bürgermeister vor zu der kategorischen Frage: ob sie bekennen wollten oder nicht? Außerdem aber zog man die Loyalitätsfrage in Betracht und beschloß für alle Fälle, sich zu versichern, ob die Arrestanten loyale Unterthanen seien oder nicht, in welch letzterm Falle man sie als Demagogen festhalten könne. Zu diesem Ende wollte die Versammlung plötzlich in den Sitzungssaal treten und ausrufen: „Hoch lebe unser allgeliebter, innig verehrter Landesvater und nochmals hoch und zum dritten Mal hoch!“ Stimmten die Fremden nicht in diesen Ruf ein, so gaben sie sich hierdurch als Staatsverbrecher zu erkennen und bereiteten, mochten sie sonst eines

Verbrechens schuldig sein oder nicht, dem Magistrat das Verdienst, eine strafbare Illoyalität zur Anzeige zu bringen.

Also ausgerüstet trat die Versammlung in den Inquisitionssaal zurück. Sie erstaunte aber nicht wenig, als sie die Fremden, statt zitternd ihr Urtheil gewärtigen, kopfnickend und schnarchend auf ihren Stühlen sitzen sah. Wieder langes, gegenseitiges Ansehen. Mehre der Herren Stadträthe waren geneigt, in diesem Benehmen ein Zeichen von Geringschätzung ihrer Würde zu erblicken; allmählig aber begann man darin einen Beweis von Sorglosigkeit zu sehen, der sich mit einer so schweren Schuld, wie den Arrestanten zugeschrieben wurde, nicht gut vereinigen ließ. Daß diese Sorglosigkeit aber keine Verstellung war, ging aus dem Bericht des Polizeidieners über seine geheime Observation hervor, und allgemein fiel es auf, daß Nebel nicht einmal darauf bedacht gewesen war, das Pistol zu entfernen. Als man nun gar beim Licht des unterdeß angebrochenen Tages den harmlosen Ausdruck, namentlich in Nebel's Gesicht, betrachtete, welches, durch den Schlaf von aller gelehrten Strenge befreit, sich zu einer wahrhaft kindlichen Miene verklärte, wurden die Bedenken

immer größer und man war fast geneigt, die Beschuldigten für völlig unschuldig zu halten, verzichtete aber jedenfalls einstweilen auf die projektirte Loyalitätsprobe.

In diesem Augenblicke trat ein Mann in den Saal, welcher in die ganze Lage der Sache eine Aenderung brachte. Er näherte sich hastig den Herren Stadträthen, grüßte sehr freundlich, warf einen humoristischen Blick auf die beiden Doktoren und sprach: „Der Lärm, meine Herren, der diese Nacht Ihr friedliches Städtchen in Aufruhr gesetzt, ist über die Berge auch in meine Wohnung gedrungen und ich ahnte gleich, daß ich in der Sache wichtige Aufklärungen würde geben können.“

Er erzählte sodann, wie er am letzten Nachmittag auf der Jagd, in einem Thal ausruhend, sich damit amüsirt habe, in simulirtem Schlaf Beobachtungen über die Enthaltsamkeit seines Hundes anzustellen, der es auf den Inhalt seiner Jagdtasche abgesehen hatte; wie unterdeß die mehrgedachten beiden Doktoren vorübergekommen, ihn in ihrer Gelehrsamkeit für todt erklärt und sogleich beschlossen hätten, von dem Unglück im nächsten Orte Anzeige zu machen. „Wie Sie wissen,“ fuhr er fort, „halte ich es für zuträglich, mitunter

einige Veränderung in das hiesige Philisterleben zu bringen. Ich ließ daher die Beiden in ihrer irrigen Meinung, um dadurch einigen Rumor in Rindshausen zu veranlassen und mich an den Früchten der echt teutschen Gelehrsamkeit dieser Herren zu ergötzen, die nicht unterscheiden können, ob ein Mensch schläft oder todt ist. Sie werden nun mit mir der Ansicht sein, daß an dem Lärm dieser Nacht ein Mißverständniß oder der fatale Diensteifer Ihres Nachtwächters schuld sein muß, da diese Herren, die wahrscheinlich zu wissenschaftlichen Zwecken unsere Gegend bereisen, in der besten Absicht nach Rindshausen gekommen sind und eben so wenig an Brandstiften als an Todtschlagen gedacht haben. Ich bitte daher, den gelehrten Gästen keine Schwierigkeiten mehr zu machen, sondern sie ihrem Stande und ihrer Bildung gemäß zu behandeln. Für ihre Unschuld bleibe ich Bürge, denn sie sind, wie gesagt, deutsche Gelehrten."

Der Mann, der also sprach, war jener Schriftsteller, welcher dem Nachtwächter den grausamen Brief geschrieben hatte. Sein Bericht wurde nicht ohne einiges Mißtrauen von der Versammlung aufgenommen, man wagte aber nicht, es laut zu erkennen zu geben. Das Erwachen der beiden

Doktoren lös'te endlich alle Zweifel, indem dieselben das größte Erstaunen darüber kund gaben, den Jäger, welchen sie den Tag zuvor für todt gehalten hatten, jetzt frisch und gesund vor sich zu sehen. Einige Erörterungen hin und her klärten nach und nach die ganze Begebenheit auf, und man gerieth darüber in die heiterste Stimmung, als plötzlich wieder ein neues Ereigniß die Versammlung mit Schrecken und Trauer erfüllte. Vor dem Rathhause entstand ein drohendes, wüthendes Geschrei, und das Volk machte Anstalten, mit Gewalt einzudringen. Der Nachtwächter ist ermordet! An den Galgen die Mörder! So ließ es sich drinnen und draußen vernehmen. Der Bürgermeister öffnete die Thür, und der Nachtwächter Gottfried Himmel wurde leichenblaß und regungslos in den Saal gebracht und auf den Tisch gelegt. Man hatte ihn vor dem Thor des Städtchens am Wege liegend gefunden, und sein Horn lag zwanzig Schritte von ihm. Sofort wurde als Kreisphysikus der dicke Ortswundarzt gerufen, um die Leiche zu untersuchen. Unterdessen änderte sich in der ganzen Gesellschaft die Ansicht über die Unschuld der Fremden wieder, und man raunte sich den Verdacht in die Ohren,

daß sie den Nachtwächter erschlagen hätten. Der hektische Stadtrath hielt die Gelegenheit für günstig, um dieselben auf die Probe zu stellen und sich dadurch zugleich an dem spitzfindigen Feger zu rächen. Sie haben, sprach er boshaft, sich vor kurzer Zeit für Doktoren ausgegeben; wollen Sie nicht über den Ermordeten, ich wollte sagen, Verunglückten Ihr Urtheil vernehmen lassen? — Wir sind keine Mediziner, erwiederte Feger ruhig, wir sind Doktoren der Philosophie. — Der Philosophie! Der Philosophie! wiederholte ungläubig die ganze Magistratsversammlung, welche von dieser Eefindung noch nie etwas gehört hatte. Uebrigens, sprach Feger weiter, auch ohne Mediziner zu sein, glaube ich behaupten zu dürfen, daß der Mann am Schlag gestorben ist.

Am Schlag! Richtig, der Mann ist am Schlag gestorben. Diese Meinung wurde sofort von Allen getheilt, zumal nachdem der dicke Wundarzt den Verunglückten untersucht, seinen Puls zehnmal befühlt, ihm den Deckel seiner Schnupftabaksdose vor den Mund gehalten, um den Athem zu rekognosziren, und mit wichtiger Miene die Entdeckung verkündet hatte, der Nachtwächter sei in Folge zu heftigen Blasens an der Apokalypsis gestorben.

Das Ochsenhorn behielt also die Schuld, doch dieß allein war genug, um gegen die Untersuchung Opposition hervorzurufen.

„Aber wie ist er zu dem heftigen Blasen gekommen?“ fragte der hektische Stadtrath, einen bedeutungsvollen Blick auf die Fremden werfend.

„Ja wie ist er zu dem heftigen Blasen gekommen?“ wiederholte die ganze Rathsversammlung.

„Die Sache wird um so räthselhafter, fuhr der hektische Stadtrath triumphirend fort, wenn man bedenkt, daß der Verstorbene ein großer Feind des heftigen Blasens war, daß er beständig an ein stärkeres Signalgeben gemahnt werden mußte und daß er mehrere Male um ein anderes Instrument beim Magistrat eingekommen ist. Die Versammlung wird daraus mit mir erkennen, daß die Sache immer räthselhafter und bedenklicher wird.“

Die Rathsversammlung erklärte sich völlig damit einverstanden, daß die Sache immer räthselhafter und bedenklicher werde. Der Stadtsekretair nahm dieß sogar zu Protokoll.

In diesem kritischen Augenblick erhob sich der Schriftsteller und sprach: „Meine Herrn, wenn

es mir erlaubt ist, mich an Ihren weisen Erwägungen zu betheiligen, so äußere ich die Vermuthung, daß eben die Abneigung des Verstorbenen gegen sein Instrument, von welcher ich bisher nichts gewußt habe, das Räthsel zu lösen geeignet ist. Sollte er nicht dieß Instrument und seine Lunge zu dem Zweck so gewaltig angestrengt haben, um durch die hervorgerufene Verwirrung Sie zur Wahl eines andern Instruments zu bringen?"

Diese Vermuthung fand, weil sie zur Entdeckung eines Kniffs zu führen versprach, sofort allgemeinen Anklang. Als man sich aber besann, daß das Ochsenhorn noch immer dadurch kompromittirt sei, erhob sich der hektische Stadtrath von Neuem und warf die Frage auf, wie denn das nächtliche Zusammentreffen der beiden Fremden mit den „Ausschreitungen" des Nachtwächters zu erklären sei?

„Allerdings, sprach der Bürgermeister, scheint auch mir dieß der Mittelpunkt der Frage zu sein."

Die übrige Rathsversammlung war ebenfalls der Meinung, und der Stadtschreiber nahm es zu Protokoll, daß man am Mittelpunkt der Frage angelangt sei.

Der Schriftsteller entgegnete, dieser Mittelpunkt sei nichts Andres, als der Anfangspunkt, der ja durch die früheren Aufklärungen schon beseitigt sei, und ein solches Verfahren nenne man eine petitio principii.

Die berechnete Anwendung dieses lateinischen Wortes verfehlte ihre Wirkung nicht und die Versammlung stimmte damit überein und der Stadtschreiber notirte zu Protokoll, daß man an der petitio principii angelangt sei.

„Aber, meine Herrn, so erhob sich der hartnäckige hektische Stadtrath abermals, jetzt haben wir ja gar keinen Schuldigen!“

Diese Bemerkung schien der Rathsversammlung wichtiger zu sein, als alle andren, und man äußerte allgemein seine größte Verlegenheit und das loyalste Bedauern darüber, daß man jetzt gar keinen Schuldigen habe.

„Was wird die Justizbehörde sagen, äußerte der Bürgermeister, wenn wir keinen Schuldigen haben? Einen Schuldigen müssen wir haben!“

„Wollen Sie die Schuldigen sehen? Hier sind sie! Ich bin der eine und da ist der andre.“ Diese Worte sprach, des Nachtwächters Ochsenhorn auf den Tisch werfend, ein aus dem Hinter-

grund rasch hervortretender, hagerer Mann. Wer war er? Nikolas Wichtig, erster Schullehrer und Organist von Rindshausen!

Nikolas Wichtig war durch den nächtlichen Lärm ebenfalls aus dem Bette aufgeschreckt worden, hatte sich nach Allem erkundigt und namentlich erfahren, daß auf dem Rathhaus der Schriftsteller und zwei Gelehrte zugegen seien. Dieß bestimmte seinen Entschluß und er nahm sich vor, seiner Eitelkeit vor diesen seltnen Zeugen ein großartiges Fest zu bereiten. So trat er denn in die Versammlung und koquettirte in großer Zerknirschung mit der Schuld an des Nachtwächters Tod, den er im Leben als überlegenen Rivalen gekannt und heimlich gehaßt hatte. „Meine Schuld, sprach er nach der Einleitung, will und muß ich büßen. Ich bitte euch im Voraus, meine Freunde, mich nicht von dem Entschluß abbringen zu wollen, den ich unwiderruflich gefaßt habe. Mein Entschluß ist, die Organistenstelle aufzugeben. Am künftigen Sonntag, wo das Todtenamt für den unglücklichen Abgeschiedenen gehalten wird, spiele ich zum letzten Mal. Am Sonntag sollt ihr Zeugen sein, wie ich meine ganze Kunst in mein letztes Spiel zusammendrängen, wie ich die Ge-

fühle jeder Brust erschüttern, wie ich die beleidigte Seele des Todten in unsre Mitte herabbeschwören werde, um das Sühnopfer zu empfangen, das ich ihm bringe. Dann ist es aus, dann mögt ihr einen andern Spieler in eure Kirche senden, dann wird Nikolas Wichtig nicht mehr eure Herzen erheben, dann mag diese knöcherne Hand vollends verdorren, wenn sie je wieder die Tasten eurer Orgel berührt!"

Nach diesen Worten zog Nikolas Wichtig ein ungeheures Schnupftuch aus der Tasche, wickelte dasselbe zu der Gestalt eines Eichhörnchens zusammen, wischte damit durch sein gerührtes Gesicht und sprach zu der ebenfalls sehr gerührten Versammlung weiter:

„Damit wir es ganz ermessen können, meine Freunde, was wir an dem Verunglückten verloren und, ich muß es wiederholen, was wir an ihm verbrochen haben, sei es mir erlaubt, eine kurze Uebersicht über seine Schicksale zu geben. Gottfried Himmel kam, wie ihr wißt, vor acht Jahren hierher. In seiner Heimath, einer großen österreichischen Stadt, hatte er ein stilles, friedliches Leben geführt und war sowohl seines edlen Charakters als seines musikalischen Talents wegen

allgemein geachtet und geliebt. Seine Lage war keine glänzende, da er bei seiner Bescheidenheit und Gemüthlichkeit es nicht verstand, sich auf Kosten Anderer geltend zu machen und aus seinem Talente Geld zu schlagen. Dennoch half er sich nebst seiner Frau und einem Kinde mittelst der Musik anständig durch das Leben. Da brach die polnische Revolution aus. Himmel, dessen leicht erregbares Gemüth, wie für alles Edle, so auch für die Freiheit glühte, dichtete ein Polenlied, komponirte es und war unvorsichtig genug, es bekannt werden zu lassen. Das Polenlied wurde sein Unglück, indem es zugleich zur Bestätigung eines ungerechten Verdachtes wegen politischer Intriguen diente, in welchen der unschuldige Musiker durch musikalische Neider gebracht worden war. Himmel ward als Revolutionär angeklagt und sollte, vielleicht für immer, eingekerkert werden. Mit Hülfe einiger Freunde, denen die drohende Gefahr bekannt geworden, gelang es ihm, nebst Weib und Kind heimlich zu entfliehen. Er hatte nichts mitnehmen können als einen kleinen Geldvorrath und seine Harfe. Das Geld war schon zu Ende, als er kaum die Grenze erreicht hatte, und nun stand er mit den Seinigen entblößt unter

fremdem Himmel. Mit zartem Ehrgefühl begabt, konnte er zum Betteln sich nicht entschließen; seine Kunst als Thürensänger herabzuwürdigen, wurde ihm eben so schwer. Doch die Noth zwang ihn, einen Entschluß zu fassen. Die Kummerblicke seines leidenden Weibes, seines hungernden Kindes mahnten ihn an die Pflicht des Familienvaters. Er sang also für Pfennige vor den Thüren des Mitleids. So wanderte er ein Jahr lang durch Teutschland umher, in beständiger Gefahr vor der verfolgenden Polizei, verstohlen und kümmerlich die Tage fristend. Sein größter Trost war sein geliebtes Weib. Doch auch den sollte er verlieren. Von Elend und von Kummer um das Loos ihres Gatten abgezehrt, erlag sie der Last des Lebens. Gern wäre er seinem Weibe gefolgt; aber er war Vater, und das Loos seines dreijährigen Kindes trieb ihn weiter. So kam er endlich nach Rindshausen, wo er, erschöpft vom Elend und Gram, in eine schwere Krankheit verfiel. Ihr wißt, wie er, da man ihn nicht lebendig auf den Kirchhof bringen konnte, halb auf Kosten des Orts, halb auf Vorschüsse mitleidiger Wucherer, kümmerlich unterhalten und wie er endlich geheilt wurde. Als er wieder genesen war, dachte man

an seine Versorgung, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Eigennutz, denn er mußte eine Nahrungsquelle haben, um die Schulden abtragen zu können, in die ihn sein Unglück gestürzt hätte. Damals war grade der Nachtwächter gestorben. Man machte also Gottfried Himmel zum Nachtwächter. Und Himmel nahm den Posten an, weil er zu redlich war, um nicht jede Gelegenheit zur Tilgung seiner Schulden und zur Erhaltung seines Kindes zu benutzen. So habt ihr ihn denn acht Jahre lang an seinem Kummerposten schleppen lassen, so habt ihr ihn acht Jahre lang mit dieser widerlichen Viehzierde" (auf das Ochsenhorn zeigend) „durch eure Straßen getrieben, habt aus niedrigem Eigennutz und Philisterdünkel einen edlen gebildeten Mann zum Pöbel hinabgewürdigt, habt ihm einen Beruf aufgenöthigt, der seiner innersten Natur widerstrebte, habt seine Klagen nicht gehört, habt seine Leiden verhöhnt, habt seine Eigenschaften unter die Füße getreten, habt das, wodurch er sein Loos bessern, seine Verbindlichkeiten lösen, sein Leben mit Ehren fortsetzen zu können hoffte, fühllos zum Fördermittel seiner Qual umgewandelt. Dem Geist dieses Todten seid ihr eine Sühne schuldig, und ihr sollt eure Schuld ab=

tragen, wie er sie abgetragen hat. Zuvörderst weihe ich dieses barbarische Erinnerungszeichen so vieler Leiden der Vernichtung."

Hiermit ergriff er das Ochsenhorn und warf es mit Macht in eine Ecke des Rathhaussaales. Dann sprach er weiter:

„Den Magistrat beschwöre ich bei seinem Gewissen und bei seinem menschlichen Gefühl, daß er nie wieder das Gedächtniß an Gottfried Himmels Leiden durch die Töne eines solchen Horns wach rufen lasse."

„Jetzt kennt ihr die Schuld, die ihr abzutragen habt, eine andre habe ich allein zu tilgen. Wie räthselhaft und grausam sind oft die Fügungen der Vorsehung! Ich, der ich selbst es so bitter erfahren, was Verkennung heißt, der ich erfahren, wie oft die Tugend unseres Unglücks Mutter werden muß, wenn unsere Untugend nicht fruchtbar genug ist, es zu zeugen; der ich erfahren, wie schmerzlich es ist, in eine Bahn des Lebens gefesselt zu werden, in der uns bei jedem Schritt die Größe unserer Begabung nur durch die Kleinheit unserer Lage fühlbar wird; der ich erfahren, wie herzvernichtend es ist, all den edlen Drang, den uns ein wohlwollendes Geschick in

den Busen pflanzte, von der Rohheit der Menschen als sündigen Trieb einer verkehrten Natur mit Fußtritten zurückgetrieben zu sehen; der ich erfahren, welchen Fluch uns die Fühllosigkeit der Welt aus den schönsten Gefühlen und den beglückendsten Neigungen zu machen weiß, — ich grade war dazu ausersehen, einem Manne, dessen Herz nur von dem herrlichsten Gefühl erfüllt, dessen Geist zu den edelsten Bestrebungen ausgerüstet war, in kalter Verkennung den Dolch der Geringschätzung in die Brust zu stoßen!"

„Ihr wißt nun, daß Gottfried Himmel ein edler Mensch und ein musikalisches Talent war. Er war aber, wie ich weiß, auch noch etwas mehr: er war ein Dichter. Gottfried Himmel war das tiefste poetische Gemüth, das je durch eure Straßen gewandelt ist. Und am Dichter will ich einen Theil von dem wieder gut machen, was ich am Menschen und Musiker verbrochen habe. Ihr wißt, daß Himmel ein Kind hinterlassen. Es ist ein schönes, sinniges Mädchen. An diesem Kind werde ich meine Schuld gegen seinen Vater abtragen. Es wird eine Subskriptionsliste in Rindshausen zirkuliren, auf welcher die ganze Bürgerschaft auf Gottfried Himmels

Gedichte subskribirt, die ich herausgeben werde. Auf diese Art werden wir für die Waise des Verstorbenen sorgen, die ich überdieß unentgeltlich unterrichte. Auf diese Art werden die Gefühle, die Gottfried Himmel dem Papier anvertraut, nicht vergebens sein edles Herz geschwellt haben; auf diese Art werden wir den Todten versöhnen, indem wir ihn ehren, und ihn ehren, indem wir ihn versöhnen. O, besäße ich außerdem die Macht, diesen Todten aufzuwecken, und auch an ihm Gerechtigkeit zu üben! Er sollte mein Nachfolger in dem Tempel des Herrn sein und an mir sollte er den Andächtigsten seiner Zuhörer finden!"

Als Nikolas Wichtig seine lange Rede beendigt hatte, zog er sein Schnupftuch wieder hervor, wickelte es zu der Gestalt eines Eichhörnchens zusammen, wischte sich unter der Nase hin und her und erntete mit unbeschreiblicher Miene auf dem Schlachtfelde des magistratischen Erstaunens die Lorbeeren seiner Ueberlegenheit. Sein Auftreten gewann sogar die Sympathie des Dr. Nebel, der sich vornahm, sich zur Lieferung der Vorrede zu Gottfried Himmels Gedichten zu erbieten.

Indem nun die ganze Versammlung von Staunen, Reue, Rührung und allen sonstigen Mächten des Geistes und des Herzens überwältigt dasaß, schweigend, feierlich, gespannt, geschlagen, vernichtet, vergehend, — — da schlägt auf einmal Gottfried Himmel die Augen auf, erhebt sein Haupt und bittet mit röchelnder Stimme die entsetzte Versammlung um einen Trunk Wasser!

Soll man es beschreiben, wie die Rathsherren von ihren Sitzen auffuhren, wie Alles in neue Verwirrung gerieth, wie der dicke Wundarzt mit seiner wissenschaftlichen Verzweiflung kämpfte, wie Nikolas Wichtig in den Abgrund der Verlegenheit zu sinken glaubte? Unternehme ein Anderer dieß Wagestück!

Als der scheintodte Nachtwächter frisches Wasser getrunken und sich völlig wieder erholt hatte, hielt es der Schriftsteller, der seine Leute kannte, für praktisch, den Augenblick zu benutzen und die sofortige Ernennung Himmels zum Organisten zur Sprache zu bringen. Seine Vorstellungen ließen weder dem in die Enge getriebenen Magistrat, noch dem verlegenen Nikolas Wichtig irgend eine Ausflucht, und der glückliche Gottfried Himmel wurde als Organist und Musiklehrer von Rindshausen proklamirt.

Aber mit dieser Ernennung war die Angelegenheit noch nicht zu Ende. Ein wichtiger und kritischer Punkt blieb dem weisen Magistrat noch zu erledigen übrig. Am andern Tage trat derselbe in einer Plenarsitzung zusammen, um über angemessene Wiederbesetzung der Nachtwächter-Stelle und ein einzuführendes neues Instrument zu berathen. Es war eine heiße Sitzung. Trotz den Beschwörungen des Schulmeisters spürten mehrere Stadträthe eine starke Versuchung, das alte Instrument beizubehalten, denn eine Neuerung schien ihnen ebenso bedenklich, als schwierig. Einige derselben, wieder abgekühlt und im Gefühl ihrer alten Machtvollkommenheit restituirt, auch durch die Vorwürfe des Schulmeisters sich noch getroffen fühlend, waren sogar der Meinung, das Wegwerfen des ehrwürdigen Ochsenhorns sei eine etwas anmaßliche Handlung gewesen. Alle diese Ansichten sprachen sich jedoch nur in Andeutungen aus und riefen keinen förmlichen Antrag hervor, da der Bürgermeister von vorn herein zu erkennen gegeben hatte, er werde nicht für das alte Ochsenhorn stimmen. Eine von demselben vorgeschlagene Pfeife stieß jedoch auf so heftige Opposition, daß er seinen Vorschlag

zurücknehmen mußte. Nach lebhaften Debatten und schwierigen Verhandlungen kam man zuletzt überein, zwar kein Ochsenhorn mehr einzuführen, aber doch auch, um auf dem Wege des „organischen Fortschritts und der allmäligen Entwickelung" zu bleiben, sich nicht gar zu weit vom Ochsen zu entfernen. Seitdem bläs't in Rindshausen der Nachtwächter auf einem — Kuhhorn!

Teutscher Fortschritt, dein Geburtsort heißt Rindshausen!

V.

Ausflug eines wild gewordenen preußischen Landwehroffiziers in das teutsche Vaterland.

Es war auf der Exerzierhaide bei dem durch seine Narren berühmten Siegburg, wo mich die Wuth ergriff, eine Reise zu machen. Ob meine Beschäftigung auf der Haide oder ob die ansteckende Nähe jenes Ortes mein Gehirn affizirt hatte, ich weiß es nicht; genug, ich hatte förmliche Desertionsversuchungen zu bestehen, obschon die militärische Uebung nicht länger als vierzehn Tage währte. Nicht länger? Ist das nicht lang genug? Vierzehn Tage lang „mit Gott für König und Vaterland" nach dem Takt des Kalbfells die „Röslein auf der Haide" zu zertreten und dabei an nichts Anderes zu denken, als an die Last des Tschako, der durch seinen phrenologisch vertheilten

Druck alles Denkvermögen seines unglücklichen Trägers allein in Anspruch zu nehmen droht, und an die Absätze des Vordermanns, mit welchem du in stolpernde Kollisionen geräthst, wenn du, die Nase auf seinem Tornister, nicht pünktlich im Aufheben und Niedersetzen der Füße mit ihm übereinstimmst — diese Tortur vierzehn Tage lang auszuhalten, nachdem man sie früher schon ein ganzes Jahr lang studirt hat; vierzehn Tage lang seine Füße zu gebrauchen, bloß um sich einzuprägen, daß man einen linken und einen rechten hat; vierzehn Tage lang Hitze, Durst, Langeweile, Untergebenheit, Erniedrigung, Verzweiflung auszustehen, um sich zu überzeugen, daß das Alles in der schönen Welt ganz überflüssig wäre — wahrlich, man muß aufrichtig sein, das ist mehr, als ein wohl organisirter Mensch ertragen kann, ohne in seinen geistigen Funktionen einige Störung zu verspüren.

Soldat zu sein, ist fürchterlich; aber dabei zu denken, daß dies Fürchterliche überflüssig wäre, ist das Fürchterlichste. Daß das patriotische Vergnügen des Flintetragens, „le plaisir d'être soldat," nicht mit der Muttermilch in die Menschennatur hineingeleitet werde oder gar schon dem Embryo eingepflanzt sei, scheinen sogar diejenigen

zu empfinden, die es so eifrig kultiviren. Um denen nämlich, welche es am ersten zu erkennen fähig sind, die Pille zu versüßen, hat man die Erfindung gemacht, daß, wer Geld genug hat, um das Gymnasium zu besuchen und sich das Leben in allen Lagen zu erleichtern, nur ein einziges Jahr die geistreichen Kollegien der Unteroffiziere zu hören brauche, während die armen Teufel, welche ihre Zeit am wenigsten verschleudern können und aller Mittel beraubt sind, sich die Qual des Militärlebens erträglicher zu machen, auf drei Jahre zu dieser Qual verurtheilt werden. Unter allen Strafen, welche von der Gewalt auf das Unglück gesetzt sind, gibt es keine härtere, als diese. Und wer hat sie empfunden, wer hat sie besprochen? Man hat es schon dahin gebracht, die Lüge mit Erfolg homöopatisch zu behandeln durch die Lüge. Die armen Teufel fügen sich ganz geduldig in die Unterscheidung, weil die Reichen ein Recht vor ihnen dadurch erlangen, daß sie — „freiwillig" Soldat werden. Sie entschließen sich, „freiwillig" ein Jahr lang zu thun, was sie im Nothfall mit Flintenkugeln gezwungen werden drei Jahre lang zu thun. Man stellt dem Delinquenten frei, den Kopf entweder selbst auf den Block zu legen oder

ihn durch den Henker darauf legen zu lassen. Herunter muß der Kopf jedenfalls. Diese Lüge der Freiwilligkeit bildet dem Einen ein, daß er ein Recht habe, welches er nicht hat, und dem Andern, daß er ein Unrecht nicht dulde, welches man ihm anthut.

Die Ehre der „Freiwilligkeit" hat später die Ehre des Landwehroffiziers im Gefolge. Mit selbstgekauften Kleidern — wieder „freiwillig" gekauften — angethan, und ein selbstgekauftes, silbernes Kreuz mit der Aufschrift „Mit Gott für König und Vaterland" auf dem Kopfe (der Glaube an alle drei wird vorausgesetzt) — so darf jetzt der Offizier sich an die Spitze seiner unfreiwilligen Kameraden stellen, sie mit dem „vertraulichen Du" anreden und mit ihnen vereint der Vernunft wie den Haiderosen auf den Kopf treten. Wonne ohne gleiche! Man sehe diese abgelegene Haide an, todt und öde wie ein versklavtes Volk; stinkende Marketenderinnen die einzigen Vertreterinnen der Romantik; ein Paar aufgescheuchte Hasen das einzige Leben; die armen Haiderosen die einzige Poesie. Auf dieser Haide flucht ein Mann zu Pferde — es ist der Major; auf dieser Haide schreien ein Dutzend Leute zu Fuß — es sind

seine Offiziere; auf dieser Haide trampeln einige hundert, halb mit Kalbfellen und halb mit Menschenkleidern bedeckte Maschinen umher — es sind die Landwehrmänner. Sind sie wirklich, was sie heißen? Sind sie Männer? Sind sie Männer des Landes? Sind sie Männer der Wehr? Sind sie Männer der Landeswehr gegen des Landes Unterdrücker?

Doch seien sie, was sie wollen. Genug, ich hatte die Ehre, das silberne Kreuz „Mit Gott für König und Vaterland" auf dem Kopfe, in ihrer Gesellschaft auf den Rosen der Siegburger Haide zu wandeln und dort ergriff mich die Wuth, eine Reise zu machen. Kaum war das lang ersehnte Ende der Uebung gekommen, als ich mein Kreuz, ein schweres Kreuz, von mir warf und meine Reise antrat. Wohin? Ich wußte es selbst noch nicht, ich hatte Lust zum Reisen, aber keinen Plan; der Druck meines Tschako hatte mir sehr tief das teutsche „Vaterland" eingeprägt und ich wollte durchaus das teutsche Vaterland aufsuchen, um mich dort niederzulassen. Vorläufig trat ich eine Wanderung nach der Siegburger Irrenanstalt an, deren ominöse Nähe mich auf der Exerzierhaide so oft beschäftigt hatte.

Außer den Genies wüßte ich keine interessantere Menschen, als die Verrückten. Die Verwandtschaft beider rechtfertigt diese Zusammenstellung. Schon Quintilian bemerkt, es gebe kein Genie ohne eine Beimischung von Verrücktheit. Vielleicht läßt sich auch umgekehrt behaupten, es gebe keinen Verrückten ohne eine Beimischung von Genialität. Dadurch wäre zugleich der Weg zur Emanzipation der Dummköpfe gewiesen: sie könnten Genies werden, wenn sie bloß verrückt würden. Doch nein! Denke ich mir meinen General und Major unter die Genies versetzt, so ist meine Sympathie für das Genie mit einem Mal verschwunden und höchstens bleibt die Sympathie für die Verrückten übrig.

Ein verrückter Mensch, wenn er nicht zugleich verthiert ist, hat Etwas an sich, das einem Gescheidten Ehrfurcht einflößt, Etwas, das man mit dem gewöhnlichen Ausdruck „heilig" nennen könnte. Er ist ein lebendiger Todter. Er ist Mensch, ohne es zu prätendiren und er ist unglücklich, ohne es zu wissen. Er ist der erste Provocateur der Humanität, weil sie in ihm den leeren Raum findet für ihren ganzen Inhalt: für die Vernunft. Einem Verrückten die Vernunft wiedergeben, heißt

einen ganzen Menschen auf ein Mal schaffen, und ihm im Leben behülflich sein, heißt die größte Schuldlosigkeit gegen die größte Strafe in Schutz nehmen. Das Hauptinteresse also, das wir an dem Verrückten nehmen, ist ein sittliches. Zu diesem gesellt sich ein eben so großes psychologisches. Wir sehen in dem Verrückten das Gefäß, das früher mit Vernunft gefüllt war und in jedem Augenblick seinen früheren Inhalt zurückerhalten kann. Der Zustand seiner Leerheit, dies Interregnum des Nichts, imponirt uns durch seine feierliche Räthselhaftigkeit. Die Vernunft fühlt sich fast zu dem Mystizismus verleitet, da, wo sie nicht mehr ist, mehr zu vermuthen, als da, wo sie noch wirkt. Dieser Tod beim Leben zwingt ihr die Voraussetzung einer Wiedergeburt des Abhandengekommenen ab und dies geheimnißvolle Werden läßt ihr einen großen Spielraum für die Vorstellung des Werdenden. In einem Kinde die Vernunft allmählig sich ausbilden sehen, gewährt ein großes Interesse; in einem Verrückten, diesem großen Kinde, den Kampf der verdrängten Vernunft um ihr früheres Gebiet zu beobachten, gewährt ein doppeltes Interesse, und so wie wir jeden Kampf, welcher um ein edles Gut geführt

wird, diesem unwillkürlich als Vergrößerung hinzurechnen, so gewinnt auch der Verrückte an seinem Zustand einen Alliirten, welcher unsere Theilnahme für seine wieder zu erlangende Vernunft vergrößert. Es bekundet eine große psychologische Theilnahmlosigkeit, daß man uns über Hölderlin und ähnliche bedeutende Menschen, in denen sich gleichsam das Uhrwerk der Vernunft verrückt hatte, so wenig Beobachtungen mitgetheilt hat, welche uns das Uhrwerk in den Einzelnheiten seines irregulären Ganges vor Augen führen.

Ueberhaupt muß diese Klage allgemein geführt werden. Der Schatz von Beobachtungen, wozu gerade die Irrenhäuser so reiche Gelegenheit bieten, ist und bleibt ein vergrabener. Ich hatte dies namentlich im Auge, als ich mich um den Eintritt in das Irrenhaus zu Siegburg bemühte, obschon zu anhaltenden Beobachtungen ein bloßer Besuch natürlich keine Gelegenheit bieten konnte. Aber auch hierbei hatte ich zu bedauern, daß die Rücksichten der Medizin wie die Rücksichten der Humanität, welche mit Recht die Patienten nicht menagerieartig der besuchenden Neugier bloßstellen, mir keinen andern Anblick gestatteten, als den der Rekonvaleszenten, unter welchen bloß Einige durch

interessante Kopfbildungen und Augen sich bemerkbar machten.

Am meisten bedauerte ich, daß ich nicht zu den weiblichen Patienten zugelassen werden konnte, denn es ist mir noch nie der sträfliche Wunsch in Erfüllung gegangen, ein interessantes Weib zu sehen, das verrückt war. Und doch, welchen Eindruck müßte dies zurücklassen? Wenn es dem Verrückten an Selbstbewußtsein fehlt, so muß damit zugleich alle Berechnung wegfallen, welche auf Verschleierung oder Verbergung des Innern ausgeht. Ein Weib unserer Zeit aber ist — Dank unsern verkehrten Gesellschaftsverhältnissen — nie ganz offen, außer, wie ich mir denke, wenn es verrückt ist. Es ist damit dem schönen Geschlecht keine Beleidigung gesagt. Die Weiber sind im Guten eben so oft zurückhaltend, wie im Bösen; sie bedecken mit dem Schleier ihres Zartgefühls eben so oft die Blumen, wie mit dem Schleier der Klugheit die Disteln ihrer Seele; sie werden vielleicht eben so oft verkannt wegen der schönen Seiten, die sie nicht preisgeben, wie wegen der häßlichen, die sie vermuthen lassen. Ueberdies tragen sie in ihrem Herzen vielleicht eben so viel Schätze, die sie selbst nicht kennen, als solche, die

sie absichtlich nicht schaustellen. Für die Fähigkeit, ihre Schwächen mitunter so geschickt und fein verbergen zu können, scheinen die Weiber von der Natur dadurch gestraft worden zu sein, daß sie so oft ihre liebenswürdigsten Seiten nicht zu erkennen und zu zeigen wissen. Strafe? Doch nein! Sie ist vielmehr ein neuer Vorzug, denn was dem Weibe selbst entgeht, entgeht dem nicht, der es liebt, und daß es der Besitzerinn entging vergrößert eben seinen Werth. „Erkläre mir es doch, wie du mich so lieben kannst!" So drang ein liebenswürdiges Weib in ihren Geliebten. Sie wäre nicht mehr liebenswürdig gewesen, wenn sie es gewußt hätte.

Bei den Männern ist das ganz anders. Das Verhältniß ist sogar häufig umgekehrt: in unserm rohen Dünkel prahlen wir häufig mit unsern Fehlern, statt sie abzulegen, und unterlassen dabei nicht, unsre Vorzüge so viel wie möglich vorzukehren. Wir sind über jene häufiger verblendet und mit diesen weit koquetter, als die Weiber; in unsern Fehlern sind wir dümmer und in unsern Vorzügen — gelehrter, als sie. Der Mann ist für die That geschaffen, deßhalb herrscht bei ihm die Absicht vor und die Berechnung; die Rolle

des Weibes ist die Erwartung, deßhalb sind seine Vorzüge mit den Blumen der Absichtlosigkeit und Bewußtlosigkeit geschmückt. Je mehr sich das Weib dem Mann nähert, d. h. je gelehrter, je absichtlicher, je bewußter, je systematischer, je anmaßender sie wird, desto mehr wird das Vermögen, liebenswürdig zu sein, bei ihr verschwinden. Sie wird höchstens eine Zeit lang interessant sein als — Abnormität.

Aber nun ein verrücktes Weib! Es hätte mir nicht bloß die Schwächen, sondern auch die Vorzüge seines Geschlechts unverschleiert, es hätte mir gleichsam seine Seele nackt gezeigt, es hätte mir einen sichern Anhalt geben können, um den Charakter seines Geschlechts, dessen Linien unsre Kultur so vielfach verwischt, in seinen Hauptumrissen rein, unverfälscht, nach dem Urbild der Natur aufzufassen und darzustellen.

Mit derartigen Gedanken im Kopf hatte ich oft von der Exercierhaide aus — versteht sich in den Pausen, denn beim Exercieren vergeht Einem das Denken total — nach der Siegburger Abtei geblickt, in welcher durch eine boshafte Ironie des Zufalls die Mönche durch die Verrückten verdrängt worden sind; mit jenen Gedanken suchte

ich auch Einlaß in die Gesellschaft der weiblichen Geisteskranken zu erhalten. Aber all mein warmes Interesse scheiterte an dem kalten Gebot, welches keinen profanen Zuschauer in jenem Heiligthum duldet. So mußte ich denn unverrichteter Sache meinen Wanderstab weiter setzen. Hätte die Landwehrübung noch acht Tage gedauert, so wüßte ich wahrscheinlich mehr von dem Innern der Siegburger Anstalt — aus eigner Erfahrung — zu erzählen. Es ist eine ganz patriotische Vorstellung, sich als einen „mit Gott für König und Vaterland" wahnsinnig gewordenen Landwehroffizier im Narrenhause zu denken, sich dort zu sehen und zu hören, wie man den ganzen Tag „Links!" „Rechts!" schreit, wie man in der Schlafstube den Parademarsch exerziert, wie man mit dem — — salutirt, wie man seine Leidensgefährten als „Wehrmänner" und den Krankenwärter als Major oder General behandelt, wie man Morgens und Abends statt des Gebets — die Kriegsartikel deklamirt und „Hurrah!" ruft, „und nochmals Hurrah!" „und zum dritten Mal Hurrah!"

Von Siegburg reiste ich längs der Abtei Heisterbach nach dem Siebengebirge, dessen schönste Aussicht, was wenig bekannt ist, der allerdings

nicht leicht zu ersteigende Glockenstuhl der Kapelle auf dem Petersberg darbietet. Auf dem Drachenfelsen war ich Zeuge von dem seltnen Glück eines Esels. Der langohrige Wasserträger des dortigen Wirths hatte seine Last stets sicheren Schrittes auf die Höhe gebracht. Dieß Mal aber, wo man ihm eine geistige Last, nämlich Weinfässer aufgeladen, stürzte er an der steilsten Stelle des Bergs jählings hinunter. Doch die Vorsehung bewachte ihn. Er blieb nach einer Reise von dreißig Fuß im Schlagholz hangen und kam wohlbehalten wieder herauf, während seine geistige Last tausend Fuß tiefer zerschmettert im Thal wiedergefunden wurde. Die Lehre, welche in diesem Ereigniß liegt, mag jeder fromme Leser sich selbst herausziehen.

Vom Siebengebirge stieg ich hinab auf die Insel Nonnenwerth. Wieder eine Abtei! Das ist das Kloster, wo einst „das Fenster klang," während der fromme Ritter gegenüber sich die Schwindsucht an den Hals liebte. Würde Schiller ihn heute noch besingen? Schwerlich! Man merkt den Fortschritt der Zeit und seinen eignen am besten, wenn man die Begeisterung, die man in seiner Jugend für solche schwindsüchtige

Romantik fand und empfand, mit dem Interesse vergleicht, das man jetzt noch dafür gewahr wird oder nicht gewahr wird. Unsre Zeit hat einen großen Schritt dadurch gethan, daß sie ihren Geschmack mit ihren Gedanken in Uebereinstimmung setzt und den Dualismus aufhebt, in welchem uns die Poesienwelt der alten Zeit neben der Gedankenwelt der neuen so lange befangen hielt.

Von Nonnenwerth kam ich nach Remagen, wo ein frommer Graf eine Summe, mit welcher er hundert Familien glücklich machen könnte, an eine Privatkirche im alten Styl verschwendet. Heißt das auch den Geschmack mit den Gedanken in Uebereinstimmung setzen? Allerdings, mit den Gedanken des Grafen. In Remagen wurde mir unwohl. Ich eilte nach der Ahr. Wieder Kirchen, Abteien und Heiligenhäuser die Menge; aber bei dem herrlichen Wein lassen sie sich vergessen. An der Ahr habe ich als Student ein Paar Mal die Ferien zugebracht und bin in der dortigen Romantik heimisch geworden. Man nennt die Ahrgegend die Rheinische Schweiz und mit Recht; Schade drum, daß der freie Geist dort gar keine Zufluchtstätte gefunden.

Doch wozu diese Zufluchtstätte? Ist doch Bonn in der Nähe! Als ich nach Bonn kam, besah ich mir die Plakate der Professoren an den schwarzen Brettern, um einen Maßstab für den etwaigen Fortschritt des akademischen Lebens zu finden. Aber an jedem Brett hing ein ungeheurer Zopf, so lang und klassisch, wie er jemals gewesen. Da hieß es noch immer: Commilitonibus humanissimis! oder: Commilitonibus salutem! u. s. w. Commilitonibus! Wie kommen diese friedlichen Leute zu so kriegerischen Anreden? Es gibt doch keinen widerwärtigeren und lächerlicheren Zopf, als diesen klassischen der teutschen Professoren, die den Gebrauch ihrer Muttersprache für einen Rückschritt halten und den Fortschritt zwei Jahrtausende rückwärts suchen. Das Alterthum hat seine bekannten Vorzüge und sein Geist bleibt ewig jung; aber diese antike akademische Romantik, dieses Spuken im klassischen Nimbus, welches dem Alterthum nur die Formen, nicht den Geist abzuborgen sucht, um das Zurückbleiben hinter der Zeit unter dem Schutz einer bleibenden Autorität stationär zu machen uud auf imponirende Weise zu verhüllen — dieß Unwesen ist dem gesunden

Sinn eben so widerwärtig, als es dem wissenschaftlichen Leben verderblich ist.

Bonn mit seiner Umgegend könnte für einen Menschen, der mit wissenschaftlichem Sinn Natursinn vereinigt, einer der ausgesuchtesten Aufenthaltsorte sein. Aber es liegt etwas in der dortigen Atmospäre, was den Geist drückt und über diese schimmernde Landschaft trübe Schatten wirft. Zwei Zöpfe sind es namentlich, welche dort in der Natur wie im geselligen Leben sich bei jedem Schritt vor das Auge hängen: der akademische Zopf und der pfäffische. Es versteht sich, daß diesen sich der philiströse getreulich zugesellt. Ja um den rheinischen Musensitz, von welchem aus die Sonne des Geistes das ganze Stromgebiet überstrahlen sollte, hat sich eine Nacht gelagert, welche einen Freund dieser Gegend zur Verzweiflung bringen könnte. Wer sich längere Zeit in Bonn aufgehalten hat, der wird es sich gestehen, daß ihm dort trotz der Gegend und der Universität ein gewisses Etwas, das an den Tod erinnert, ein gewisser Kirchhofsgeist ein Unbehagen verursacht, welches in jede Freude eine drückende Wehmuth mischt und jedem Aufschwung der Seele ein feindliches Gewicht anhängt. „Je mehr die

Natur für uns thut, desto weniger thun wir für sie," sagt Voltaire. Dieser Ausspruch scheint sich fast den ganzen Rhein entlang zu bewähren, wo der rohe Geist des Adels und der finstre Geist des Pfaffenthums von je her die schöne Natur okkupirt hat, um sie mit seinem mittelalterlichsten Spuk und seiner unsinnigsten Romantik zu bevölkern. Schon der Kaiser Max nannte den Rhein die große Pfaffengasse. Der Geist, welcher die Burgen und die Gedankenzwinger sprengt, wird einst am Rhein eine reiche Arbeit finden, und hat er sie vollbracht, so mögt ihr sagen: hier wohnt ein glückliches Geschlecht. Eher aber nicht!

Von Bonn eilte ich nach Hause zurück, um meine eigentliche Reise anzutreten, denn wenn mir auch den Geist der Landwehrübung einiger Maßen wieder los zu werden gelungen war, so fühlte ich mich doch bei Weitem noch nicht beruhigt. Wie man vom Essen mitunter hungrig wird, so wurde ich vom Reisen erst recht reiselustig. „Mit Gott für König und Vaterland!" Das steckte mir noch immer im Kopf. Gott hatte ich zwar häufig gesehen, ich stand sogar in einem persönlichen Verhältniß zu ihm; den König hatte ich ebenfalls so ziemlich kennen gelernt, aber das Vaterland

noch nicht. „Wo ist des Teutschen Vaterland?" Wer es herausbringt, erhält den rothen Adlerorden vierter Klasse. Man hat gesagt, das teutsche Vaterland sei in Amerika, wenigstens wird es dort am häufigsten gesucht. So viel ist sicher, daß es in Teutschland nicht zu finden ist. Bei Siegburg hatte ich es vierzehn Tage lang auf dem Kopfe getragen und doch hatte es sich nicht herabgelassen, sich demselben zu präsentiren. Wenn mich nach solchen Erfahrungen ein Gelüste nach der See hin versuchte, so wird man das sehr verzeihlich finden. Ich wandte also meinen Blick nach Holland, dem geliebten Holland, das mir schon einmal, ehe ich es zum Landwehroffizier gebracht, ein Vaterland jenseit des Meers angeboten, aber dafür nur schnöden Undank von mir erfahren hatte.

Doch in Holland hatten sich seltsame Dinge ereignet. Bei einer Militairübung erfährt man Nichts, man kommt bei dem Parademarsch ganz aus dem Marsch der Zeitgeschichte heraus. Das Einzige, was ich mich erinnere, in Reih' und Glied je erfahren zu haben, war vor langen Jahren der Fall Warschau's. Ich stand damals als „freiwilliger" Musketier auf der Haide bei Geldern unter dem Gewehr und kümmerte mich

noch nicht um Politik. Dennoch entsinne ich mich, daß damals die Kunde von dem Untergang Polens sogar bis auf unsre öde Exerzierhaide drang und daß plötzlich das ganze Regiment in ein dumpfes Brüten versank. Nur auf den loyalen Gesichtern einiger Offiziere sah man ein preußisches Freudenlächeln für „König und Vaterland" glänzen; die Uebrigen, bis zum rohesten Bauer hinab, waren schmerzlich betroffen und das Exerzieren ging von dem Augenblick ab nicht mehr von Statten. Indem ich dieß der Wahrheit gemäß berichte, bin ich zugleich aber weit entfernt, die Vermuthung aufkommen zu lassen, als habe irgend Einer der schmerzlich Betroffenen den kühnen Gedanken gehabt, daß es angemessener sei, sein Gewehr gegen die Russen und deren Alliirte zu tragen, als das schöne Kommando auszuführen: „Achtung! Präsentirt das Gewehr!"

Zur Zeit, als ich auf der Siegburger Haide den Parademarsch exerzierte, hatten sich ebenfalls wichtige, wenn auch weniger tragische Dinge ereignet, von denen ich aber erst etwas erfuhr, als ich wieder nach Hause kam. Dort fand ich folgenden Brief eines holländischen Freundes aus Amsterdam über die Gefahren vor, welche kurze

Zeit vorher das Vaterland jenseit der batavischen Grenzen bedroht hatten:

Motto: „Wenn es uns nur nicht auch so ergeht, wie Denen in Guadeloupe!"
Amsterd. Handelsblatt.

„Die Erde hat Bauchgrimmen gehabt, und es durch Angst und Verzweiflung Allen mitgetheilt, denen „Niederlands Blut in den Adern fließt." O ihr herzlosen Deutschen! Hattet ihr denn gar kein Mitgefühl für eure Stammbrüder in den Stunden der Noth? Seyd ihr denn vor lauter Censur-Instruktionen und Landtags-Verhandlungen so theilnahmlos geworden, daß eure Zeitungen keine Zeile übrig hatten für die unerhörte Bedrängniß, in welche das edle Volk an den Dünen durch den geheimen Einfluß des räthselhaften Kometen gebracht worden ist? O Brudervolk, Brudervolk, das hatten wir um dich verdient? So hört denn nachträglich, was wir gelitten, zweifach gelitten haben, weil eure Theilnahmlosigkeit uns mit unserer Verzweiflung allein ließ.

Es war am 10. früh Morgens. Ganz Holland lag noch im Bette und streckte träumend

schon die Lippe nach der Theetasse aus, wie ein unschuldiger Säugling nach der Brust der Mutter. Nirgends Geräusch, nirgends Leben. Nur ein schwacher Wind, der von Gouadeloupe herüberwehte, strich lispelnd durch das Land, als wolle er den Schlafenden verstohlen das kommende Ereigniß ankündigen. Ich für meine Person war aber erwacht und betrachtete das von der Nachtlampe beschienene Gesicht meiner jungen Frau, ungeduldig ihr Erwachen erwartend, um nach Niederländischer Art mit ihr „durch die Stube zu höppelen“ und Verstecken zu spielen. Da plötzlich ein Zucken durch die Erde, durch das Haus; ein Geschrei durch die Stadt, durch die Straße; ein Rennen und Lärmen, als sei der Tag gekommen, wo Niederland alle seine Schulden bezahlen solle. Wir flogen sofort mit dem ganzen Niederland aus dem Bette und höppelten nicht, sondern stürzten auf die Straße. Welch ein Anblick! Bei der Sündfluth hat man keine größere Menge von Unterhosen und Nachtjacken beisammen gesehen, als bei diesem Erdbeben. Ein förmlicher Schnee von Nachtkleidern wimmelte durch die Straßen umher. Und welche grausame Verwirrung! Hier eine alte Jungfer mit fliegendem

Haar, die ihre Nachtmütze, dort ein Hagestolz mit glänzendem Schädel, der seine Perücke vergessen; hier ein Schuster mit der Elle, dort ein Schneider mit dem Knieriemen in der Hand; hier eine Freudendame in der Theerjacke, dort ein Matrose im Korset. Der Redakteur des Amsterdamer Handelsblattes hatte seine Zeitung als Schlafrock umgeworfen und konnte nicht zu sich kommen vor Erstaunen, daß selbst ihm von dem Ereigniß keine vorherige Mittheilung gemacht worden war. Der Bürgermeister von Amsterdam ließ anspannen und sich in einem Schlittwagen durch die Straßen schleppen in direkter Richtung nach Ostindien. Die Schütterei trat in Unterhosen unter das Gewehr und erwartete mit Todesverachtung und stummer Ergebenheit ihr und der Welt Ende.

Bis dahin wußte man noch gar nicht, was eigentlich passirt war. In Holland an ein Erdbeben zu denken, wem wäre das eingefallen? Man stellte allgemein die Vermuthung auf, es sei in Belgien ein Dampfkessel einer Fabrik gesprungen, der die Erschütterung in die holländische Nation gebracht habe. Andere glaubten, es sei ein englisches Schiff an der Küste gescheitert, und

habe dem Lande einen Stoß versetzt. Wieder andere meinten, der teutsche Michel habe sich endlich erhoben und sein erster Fußtritt sei auf niederländisches Gebiet gerathen. Ein Professor erinnerte sich, daß in Japan mitunter Erschütterungen hervorgebracht werden, wenn „ein Wallfisch unter dem Lande herschwimmt;" sollte Holland etwa von unten herauf einen Schlag durch den Schwanz eines Kraken erhalten haben? Endlich siegte doch die Ansicht, es habe ein wirkliches Bauchgrimmen die Erde durchzuckt und unter Holland her müsse ein Darm derselben durchlaufen.

Die Richtigkeit dieser Ansicht wurde bestätigt durch die Nachrichten von Außen und der Erfindungsgeist unterließ nicht, an die anzuwendenden Medikamente zu denken. Ein eben hier anwesender Professor aus Leyden kündigte sofort Vorlesungen über die vulkanische Natur der Dünen an und schlug vor, diese Vulkane durch Militärsträflinge abtragen zu lassen. Ueberhaupt ist seit dem Augenblick, wo wir über das Ereigniß Gewißheit haben, unsere Phantasie so vulkanisch aufgeregt, daß man an jedem Rinnstein, der dampfen-

des Theewasser ausgießt, eine heiße Mineralquelle zu sehen glaubt.

Die Nachrichten aus den Provinzen lauten schrecklich. Im ganzen Lande sollen sich „die Schornsteine," wie Lichtenberg sagt, „nach Menschenköpfen umgesehen haben, um sich darauf zu stürzen." Die Kühe haben in den Ställen in den wehmüthigsten Lauten ihre Muttersprache gebrüllt, daß es Einem durch Herz und Nerven ging. Die Hühner vom ganzen Holland haben in einem und demselben Augenblick zu kakeln begonnen, was nicht wenig dazu beitrug, die Verwirrung zu vermehren. Aus der Südsee sind die Fische häuserhoch in die Luft gesprungen, so daß es eine halbe Minute lang Schollen und Kabliaue geregnet hat. In Herzogenbusch soll eine Hausuhr auf dem Fleck stehen geblieben sein, wie versteinert — eine wahre Uhrenniobe, die noch jetzt für Geld gezeigt und nächstens unaufgezogen in's Museum abgeliefert wird. Im Haag ist sogar schon mehreren Leuten der Verstand still stehn geblieben. Eine ungeheuere Verheerung soll in den Freskomalereien vorgegangen sein, indem, wie das Handelsblatt meldet, „in einem Hause der Kalk von den Wänden gefallen ist." An einem Hause zu Gorkum

schlug plötzlich die Hausklingel an, und als man schleunig die Thüre öffnete, um zu sehn, wer geklingelt habe, da ist — man denke sich die Bestürzung — kein Mensch zu sehn, das Erdbeben hatte „ein Schellchen gesetzt!" In Dortrecht sind mehre Matrosen, welche die Nacht hindurch gezecht hatten, Morgens auf der Straße in den Rinnstein gefallen — durch die Schuld des Erdbebens. Dergleichen schreckliche Vorfälle könnte ich noch hunderte melden, worüber unsere Blätter ausführlich berichtet haben. Unsere Presse war, wie das ganze Land, vollständig erschüttert.

Daß die tellurische Mahnung, welche der schreckliche Stoß unserm Lande ertheilt hat, einen besondern Eindruck in Amsterdam machen und die Vergänglichkeit der irdischen Dinge in schrecklicher Vergegenwärtigung darthun mußte, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß Amsterdam auf Pfählen erbaut ist. Wir haben nichts Geringeres vor Augen, als urplötzlich alle miteinander zu versinken. Aber die Gefahr ist nicht bloß für Amsterdam vorhanden. Der poröse Zustand Niederlands macht unsere Amsterdamer Befürchtung zugleich zu einer nationalen. Ein einziger Ruck — und eine ganze Nation mit all ihrem Ruhm und

Reichthum wäre von der Erde verschwunden. Im gnädigeren Fall wäre wenigstens zu fürchten, daß zum Beispiel der Rhein und die Rheinmündungen gewaltsam durch die Binnengewässer nach Belgien versetzt würden. Unsere Lebensader plötzlich in einen andern Leib verpflanzt, der Transit verschwunden, der Handel vernichtet, das jusqu' à la mer für immer entschieden, entschieden durch ein Erdbeben! Schrecklicher Spiegel, entzieh' uns diese schrecklichen Gesichte!

Also mit einem Wort, Niederland hat in den Spiegel seiner Vernichtung geschaut. Ich komme nun auf das Resultat, welches mich zu der teutschen Theilnahmlosigkeit und Schuld zurückführt. Wir haben nämlich den Plan einer Erdbeben-Assekuranz-Gesellschaft entworfen, um Niederland zu versichern. Da aber der Versicherer ein anderer sein muß, als der Versicherte und eventualiter zu Vernichtende selbst, so soll die Versicherung von dem teutschen Brudervolk ausgehn, welches auf diese Weise zugleich seine Schuld gegen uns abtragen kann. Demgemäß wird der teutsche Bund angegangen werden, uns erstens — auf seine Kosten ein Kontingent aus seinen Professoren zur Verfügung zu stellen, da diese Herren,

welche die Sterne nießen und das Gras wachsen hören, vor allen Andern im Stande sind, im Darm der Erde die knurrenden Vorboten kommender Erschütterungen wahrzunehmen und offiziell davor zu warnen. Auf diese Weise werden sie auch an dem öffentlichen Leben betheiligt. Zweitens tritt uns der teutsche Bund vorläufig die Rheinprovinz und Westphalen ab, damit Niederland Raum habe, sich auf das Avertissement der Erdbebenprofessoren sofort in Sicherheit zu bringen. Niederland verpflichtet sich dagegen, die männlichen Bewohner dieser Provinzen in Ostindien bei den Kolonialtruppen für immer unterzubringen und der weiblichen Bevölkerung ein ganzes Jahr lang das erforderliche Quantum Javakaffee mit Lompenzucker zu verabreichen. Ferner verpflichtet es sich, in diesen Provinzen die Censur auszuüben, und zwar schon deßhalb, weil die Rheinische Presse unsere Noth so böswillig ignorirt hat, macht sich übrigens auch anheischig, das öffentliche Verfahren mit Moderation so lang beizubehalten, bis es zum heimlichen geworden ist. Die Provinzialstände jedoch wird es nicht in ihrer bisherigen Gestalt bestehn lassen, da dieselben mit zu viel Befugnissen ausgerüstet sind und einen zu starken Gegendruck

gegen die Gewalt des Gouvernements ausüben könnten. Die adliche Autonomie behalten wir bei, da uns bei unserm starken Viehstand große Viehweiden an einem Stück durchaus nöthig sind. Ebenso verpflichten wir uns, den Kölner Dom nicht abzubrechen und das Rheinlied monatlich mehre Male absingen zu lassen, damit die teutsche Einheit und Nationalität gesichert bleibe. In dem nämlichen Interesse versprechen wir auch, jeden teutschen Ausländer, er sei Schriftsteller oder nicht, auf Verlangen aus dem Lande zu weisen, so daß also der Klevianer aus Wesel, der Weselaner aus Köln, der Kölner aus Münster ausgewiesen werden kann, wenn er nicht die politischen oder religiösen Grundsätze der Bürgermeister dieser Städte theilt und respektirt."

u. s. w. u. s. w.

Dieser Brief machte meinen Patriotismus nach der holländischen Seite hin völlig scheu und erfüllte meine erhitzte Phantasie mit Vorstellungen der Furcht, wie sehr er mich auch auf's Neue von den vaterländischen Sympathien meiner alten Freunde überzeugte. Die Angst vor dem Erdbeben war noch immer nicht verschwunden, wie die Zeitungen mich überzeugten, und ich konnte

mich nicht entschließen, mein „mit Gott für König und Vaterland" bestimmtes Leben nutzlos den Explosionen eines mysteriösen Erddarms auszusetzen. Ich wies daher die Einladungen, womit der Brief meines holländischen Freundes schloß, von der Hand und wandte meinen Blick nach andern Seiten. Einige Bekannte riethen mir Berlin an, dort sei der eigentliche Sitz des Vaterlandes. Letzteres schien mir aber dort zu sehr auf Sand gebaut zu sein und in der sandigen Umgebung der Spree glaubte ich eine deutliche Hinweisung zu erblicken, daß man in Berlin den Leuten patriotischen Sand in die Augen streue. Wenigstens hatte ich verschiedene Menschen kennen gelernt, die dort blind geworden waren, und gesunde Augen zu behalten, hielt ich in der jetzigen Zeit für sehr wichtig. Es ist ein eigenthümliches Unglück, wie vor lauter Bäumen den Wald, so vor lauter Vaterländern das Vaterland nicht finden zu können. Was hilft die reiche Auswahl, wenn die Wahl nicht möglich ist? Bei mir hatte das allgemeine Schicksal der Teutschen noch den besondern Haken, daß ich durch meine Qualität an den preußischen Boden gefesselt war, denn die Offiziere liebt man bei uns so zärtlich, daß

man sie gar nicht aus dem Lande hinausläßt. Ein preußischer Landwehroffizier kann mit Erlaubniß seines Majors eine Reise machen, aber auswandern kann er nicht, und das Auswandern war es, offen gesagt, was mir im Kopfe steckte.

Da mir die patriotische Eroberung vor der Hand unmöglich war, mußte ich mich einstweilen mit der Rekognoszirung begnügen, und da es den Rhein hinab nicht gehen wollte, trieb es mich den Rhein hinauf. Baden schien mir nach allen Erwägungen das Land zu sein, in welchem man am Wenigsten vom Menschen aufzuopfern brauche, um als Teutscher noch länger leben zu können. Ich beschloß also, nach Baden zu reisen. So kann ich denn von der Siegburger Haide her das Glück datiren, wenigstens etwas von dem vielbesungenen Vaterland gesehen zu haben, ehe ich ihm für immer den Rücken zu kehren genöthigt wurde, denn bis dahin war mir noch nichts davon vor Augen gekommen, als die preußische Rheinprovinz. Die Erinnerung an Baden ist mir zu werth, als daß ich sie nicht wenigstens in diesen skizzenhaften Aufzeichnungen aufbewahren sollte. Daß man sich an den Kosmopolitismus gewöhnt hat, thut solchen Erinnerungen keinen Eintrag, denn

— Teutschland gehört ja doch mit zur Welt und bildet kein kleines Stück derselben.

Mein Ausflug nach Baden wurde vom schönsten Wetter begünstigt. Einige akademische Bekannte, die in Bonn auf das Dampfschiff kamen, brachten eine treffliche Zugabe von Laune und Wein dazu, und damit nichts zu wünschen übrig bliebe, vereinigte sich auch noch ein humoristischer Engländer mit uns, der eine Reise machte, um Menschen kennen zu lernen, und zu diesem Zweck auf dem direkten Wege nach Egypten war, wo er Mehmed Ali besuchen wollte. Da der Engländer Preßfreiheit hatte, verbreitete er sich mit der größten Kühnheit über Alles und Jedes. Er war ein großer Freund der Romantik und als solcher ließ er sich namentlich sehr bitter darüber aus, daß die Rheinische Romantik mit so viel offiziellem Element versetzt ist. Schon daß man den Felsen von Ehrenbreitstein zur Festung gemacht, ennüyirte ihn sehr, und er bedauerte, daß seine erfinderischen Landsleute ihn noch nicht durch ein neues Explosionsinstrument, wie er es sich dachte, in Stand gesetzt hatten, an den Koblenzer Festungswerken vom Dampfschiff aus zum Rächer der Romantik zu werden. Die Burg zu Stol-

zenfels bombardirte er mit einer ganzen Ladung hochverrätherischer Sarkasmen, und was er über die dortige Einimpfung der Liebe zum angestammten Herrscherhaus auf die abgestorbenen Aeste des Mittelalters sagte, davon würde ich mich nicht unterstehen auch nur eine Sylbe drucken zn lassen. Die Loreley machte ihn etwas schwermüthig, sie erinnerte ihn an Miß Kemble, die ihn durch ihr Singen verliebt gemacht, aber seine Leidenschaft mit einer loreleyartigen Kälte erwiedert hatte. Als er jedoch später in die Gegenden des Johannisbergs kam, war er plötzlich wieder der Alte; was er indessen über jenen Berg, der ihm zu Anknüpfungen an die Apostelgeschichte Veranlassung gab, gesagt und gelästert hat, das darf nicht weiter an's Licht kommen und muß wie ein geheimes Konferenzprotokoll gehütet und verschlossen bleiben.

In Bingen verließ ich meine illoyale Gesellschaft und trug mein patriotisches Herz auf die Burg Klopp hinauf, wo man einen letzten Blick in das preußische Land hinunter wirft. Es wurde schon dunkel, als ich hinaufkam, und die Burg Ehrenfels, den Mäusethurm, den Rochusberg u. s. w. konnte ich kaum noch in den Umrissen erkennen. Doch je weniger ich sah, desto mrhe

hörte ich, als der berühmte Wisperwind von dem Mäusethurm her um die Ecke strich und die mittelalterliche Geisterwelt des Rheinlands durch die ergreifenden Töne der Aeolsharfe weckte, welche auf der Ruine Klopp aufgestellt ist. Ich kam in Gefahr, sehr romantisch zu werden, als der begleitende Wärter mich ernüchternd durch die Mittheilung überraschte, daß die Burg Klopp Eigenthum eines hohen Russen sei. Also, dachte ich, sind Preußenthum und Russenthum die Elemente, womit die Romantik sich modernisirt? Und doch will sie noch im Leben bleiben? Auffallend übrigens, daß das preußische „Vaterland", wie es sein Haupt an die moskowitische Brust lehnen muß, so auch an seiner Fußspitze noch ein russisches Denkzeichen in das teutsche Land hineingestellt sieht.

Das Preußenthum und Russenthum gaben mir so viel zu denken, daß ich sie noch nicht los werden konnte, als ich schon in der Bundesfestung Mainz war. Ja, als ich dort die preußischen Soldaten sah, phantasirte ich mir sogar die österreichischen neben ihnen als russische vor, und es wurde mir darüber ganz unheimlich. Mainz ist das oberrheinische Köln. Es hat auch die Festung

mit ihm gemein und das ist seine übelste Eigenschaft. In einer Festung leben und auf einem Kirchhof lustwandeln — das steht sich ganz gleich. Als ich in Mainz die Statue Gutenberg's und eine hinter ihr aufgestellte Menagerie besehen hatte, machte ich mich zum Thor hinaus und eilte über den Rhein nach Wiesbaden.

Wieder ein neues Vaterland! Ich fand es dort still, steif und langweilig. Wiesbaden scheint mir eine von den belles étages der menschlichen Gesellschaft zu sein, deren Langeweile sich bloß dadurch von der sonstigen unterscheidet, daß man sie theurer bezahlt, als par terre. Im Gasthof gerieth ich bei Tisch wieder mit einem Engländer zusammen, einem Deputirten, welcher direkt aus dem Parlament kam, um in Wiesbaden die Ferien zuzubringen. Er sprach ganz gut Teutsch und begann mit mir einen sonderbaren Streit über Teutschland. Er lobte Teutschland und ich lobte England; er tadelte England und ich tadelte Teutschland. Er tadelte die englischen Zustände, ohne sie aufgeben, und lobte die teutschen, ohne sie übernehmen zu wollen; ich lobte die englischen, aber nicht ohne sie übernehmen, und tadelte die teutschen, aber nicht ohne sie aufgeben zu wollen.

Es handelte sich nur um relative Vorzüge, denn am Ende hatten wir beide am Aufzugebenden Ueberfluß, wenn wir in's Einzelne gingen und an höhere Prinzipien kamen. Die letztern waren es aber, an welchen der Engländer sein hinc illae lacrymae herauskehrte. Er hatte Angst vor der Republik und gab zu verstehen, daß man auf dergleichen gefährliche Dinge mit der englischen Freiheit hinauskommen müsse. Statt aber zuzugeben, daß, wenn 4 auf 3, 5 auf 4, 6 auf 5 u. s. w. folge, man auch 4, 5, 6 u. s. w. zählen müsse, wollte er statuiren, man müsse es gar nicht bis zu dem englischen 3 kommen lassen, sondern sich lieber auf dem teutschen 1 oder 0 halten. Er bewies dadurch, daß die englischen Politiker auf ihrer demokratischen Höhe dieselbe Bornirtheit der politischen Rechenkunst besitzen können, wie die teutschen in ihrer polizeilichen Tiefe. Uebrigens aber zeigte es sich bald, daß das ehrenwerthe Parlamentsmitglied, wie viel Kenntnisse es auch besaß, für unsre teutschen Zustände, deren Ruhe seiner Ferienlaune zu entsprechen schien, gar keinen Maßstab hatte, wie das durchgängig bei den freieren Völkern der Fall ist. Der Teutsche allein besitzt die Fähigkeit, sich in

alle mögliche Zustände, sogar die russischen und türkischen hineinzuversetzen, denn seine Schule ist in dergleichen eben so vielseitig, wie seine Lehrer gründlich sind.

Mit den Gedanken an diese Gründlichkeit reis'te ich nach Frankfurt. Unterwegs bei Hochheim platzte eine Siederröhre in der Lokomotive des Fortschritts und man spannte die Bauernpferde vom Pflug, um uns zur nächsten Station zu schleppen, wo eine neue Zugkraft erwartet werden mußte. Endlich langte ich in der berühmten Residenz des Merkur und des teutschen Bundestags an. Diese Vereinigung des christlich-germanischen Staatsprinzips mit dem heidnisch-orientalischen Handelsprinzip in einem und demselben Ort ist immer auffallend genug und kann zu mancherlei Betrachtungen führen. Kommt man dadurch auf theologische Unterscheidungen, so bleiben die Frankfurter wenigstens unter Einer Gottheit sämmtlich gesichert. Sie können vereinigt ausrufen: „est deus in nobis," nämlich deus Mercurius.

Ich bestieg gleich nach meiner Ankunft einen Fiaker und hatte in einer Stunde um und um und durch und durch das ganze Frankfurter Vaterland kennen gelernt. Kein Haus ohne ein Kauf-

mannsschild, wie in dem berühmten Kevelaer kein Haus ohne ein Wirthsschild! Hier die Maria, dort der Merkur! Krämerei hinten, Krämerei vorn! Wie in Frankfurt Göthe und Börne haben existiren können, begreift man nicht. Nichts als Widersprüche in dieser Stadt: Christenthum und Heidenthum, Geist und Geld, Bundestag und Republik!

Den Frankfurter Nationalcharakter zu studiren gab ich mir keine Zeit, auch hab' ich Rothschild nicht kennen gelernt, bei dessen Hause ich starke kommunistische Anwandlungen zu bekämpfen hatte. Eben so bin ich mit der dortigen Literatur nicht zusammengerathen und habe nicht einmal der „Didaskalia“ meine Aufwartung gemacht. Ein hübsches Stück Literaturgeschichte habe ich aber dort erfahren, das in dem unten folgenden Lustspiel benutzt worden ist. Es soll sich zugetragen haben zwischen dem 49. und 50. Grad nördlicher Breite.

Von Frankfurt eilte ich, was ich konnte, nach Mannheim, wo es mir behaglicher wurde. Die Stadt ist wie ein Kaffeekuchen in lauter Vierecke zerschnitten. Wenn die Bewohner ihr gleichen, so sind sie musterhafte homines quadrati. Wäre Paris gebaut wie Mannheim, so würde es die detachirten Forts ganz entbehren können; die Stadt

scheint von einem gouvernementalen Artilleristen angelegt zu sein. Bald nach meiner Ankunft traf ich auf dem Weg nach der Eisenbahn mit Hoffmann von Fallersleben zusammen und lernte am Bahnhof Itzstein und Walesrode kennen. Wir fuhren mit einander nach Heidelberg, wo eine ziemlich zahlreiche oppositionelle Gesellschaft, u. A. auch Hecker, Soiron, Bissing, der alte Winter u. s. w., sich zu einem Mittagessen im Freien bei der Schloßruine einfanden. Es war damals gerade die „Verfassungsfeier" begangen worden und die Liberalen waren noch überall in Bewegung.

Wie viel Anstrengungen hat doch der teutsche Liberalismus machen, wie viel Anregungen hat er aufwenden, wie viel Begeisterungen hat er reproduziren müssen, nicht einmal, um etwas zu erlangen, sondern nur, um das Erlangte zu behalten! Wie oft haben namentlich die Ständekammern den Stein des Sisyphus auf eine bescheidene Höhe des Liberalismus hinaufzurollen gesucht, um beim nächsten Zusammentritt dieselbe vergebliche Arbeit von Neuem zu beginnen! Stände unsre Geduld im Erringen nicht unserer Geduld im Ertragen gleich, wir müßten längst die Arbeit aufgegeben haben. Daß die „konstitutionelle Op-

position" dieß nicht gethan, hat man ihr von manchen Seiten verdenken wollen, und zwar sehr mit Unrecht. Die gegebenen Mittel der Opposition auszubeuten, muß unter allen Umständen Grundsatz sein; aber sich mit ihnen begnügen, wo sie nicht ausreichen, und das Prinzip der Opposition nach ihren Mitteln beschränken wollen, das ist ein großer, ein folgenreicher Fehler. Und doch auch wieder, wie ist er ganz zu vermeiden in einem so halben, unentschiedenen Zustand wie der teutsche Konstitutionalismus ist? Kann eine philosophische Anschauung und Konsequenz, die man in Baden so häufig vermißt hat, Platz nehmen auf einem teutschen Deputirtensessel? Und wenn sie sich dazu entschließt, wie soll sie ihren Platz ausfüllen, ohne entweder die Konsequenz oder den Sessel zu kompromittiren? Um auf solchem Posten das Richtige zu treffen, dazu gehört gewiß eben so viel Takt, als Selbstverleugnung nöthig ist, ihn zu behaupten. Will man dabei von Jesuitismus sprechen, so mag man einiger Maßen Recht haben; aber wenn der Jesuitismus aus Noth das einzige Mittel ist, dem Jesuitismus von Profession entgegenzuwirken, wie das denn häufig der Fall sein

mag, so wird man wenigstens schwer dazu übergehen, dem letztern das Feld zu räumen. Die außeramtliche Ehrlichkeit bietet dann wenigstens das Mittel dar, den amtlichen Jesuitismus möglichst von der Person zu trennen; und wenn kürzlich der würtembergische Abgeordnete Römer ehrenwerth genug war, in der Zeitung sich als Freund der Republiken zu bekennen, so hat er dadurch wenigstens erklärt, daß, was am Deputirten fehlt, nicht auf die Rechnung des Mannes zu stehen kommen solle.

Von dem Tadel, den die „konstitutionelle" Opposition in Teutschland zu tragen hat, trifft die badische sicher der kleinste Theil. Wer hätte in ihrer Lage mehr geleistet, als sie? Sie war es zu Zeiten fast ganz allein, die den politischen Sinn wach erhielt. Daß sie ihre Perioden der Befangenheit im eigenen Hause zu überstehen gehabt, vielleicht noch nicht überstanden hat, wer will es ihr zum Verbrechen machen? Sie hat doch auch die Spuren ihrer Entwicklung, sowohl in ihrem Auftreten, als in ihren Prinzipien mitunter deutlich genug an den Tag gelegt, und wenn ihr Liberalismus noch Inkonsequenzen begeht, z. B. die Judenemanzipation mitunter bekämpft, so ist

damit wenigstens nicht gesagt, daß sie mit ihrem Prinzip fertig sei. Nur diejenigen Liberalen sind par tout zu verdammen, die durch persönliche oder lokale Verhältnisse sich bestimmen oder einbilden lassen, fertig zu sein und dadurch dem Fortschritt die Thüre vor der Nase zuwerfen. Ein fertiger Liberaler ist nichts als ein angehender Reaktionair, und wenn Jemand strikte erklärt, er sei und bleibe für immer ein Konstitutioneller, er wolle für immer „Thron und Volk" treu bleiben, so erklärt er dadurch entweder, daß er keiner weitern Entwicklung fähig, oder daß er aus Egoismus ihr Feind sei.

Was die badische Opposition vor allen sonstigen teutschen Deputirten auszeichnet, das ist ihr Geschick und ihre Regsamkeit in der Bearbeitung und Organisirung des Volksgeistes. Ihre Vertreter sind nicht bloß Deputirte in der Kammer, sie sind es das ganze Jahr hindurch und wissen jede Gelegenheit zu passenden Anregungen zu benutzen. Freilich ist es schwer, dabei die Grenze zu vermeiden, wo die Rolle der „parleurs" beginnt, und das Volk von jenem leeren Toastliberalismus der patriotischen oder „konstitutionellen" Gemüthlichkeit fern zu halten, der sich gern bei

Festessen bereit macht und beim Handeln oder kleinen Aufopferungen zu Hause bleibt; aber der Ernst und die Bewußtheit, womit die Häupter der Opposition ihre Stellung auffassen und ausfüllen, läßt annehmen, daß sie damit auch das Volk gelegentlich infiziren werden. Die Regsamkeit, welche sie das ganze Jahr hindurch entwickeln, gibt den Wunsch ein, daß sie sich eine förmlich gesetzliche, tribunenartige Stellung auch außerhalb der Kammer erringen mögten. Dieser Gedanke mag unter teutschen Verhältnissen sehr kühn sein, ist aber auch unter teutschen Verhältnissen, wo der nächste Landtag wieder korrumpirt findet, was der vorhergehende errungen hat, sehr natürlich. Eine perennirende Ueberwachung der Minister durch die Volksdeputirten mit dem Recht der letztern, Beschwerden sofort an das Staatsoberhaupt zu bringen, würde wenigstens einiger Maßen ein Surrogat für die fehlende Ministerverantwortlichkeit oder Exekutivkraft der Kammern sein. Auch muß man sich wundern, daß die badische Opposition nicht mit dem Beispiel vorangeht, den verderblichen preußischen und österreichischen Einfluß offen zu bekämpfen, so wie mit dem Versuch, das Militairwesen, welches auch in Baden eine

so volksfeindliche Rolle spielt, ganz unter die Kontrole der Deputirtenkammer zu ziehen. Hat man in Teutschland schon einmal daran gedacht, daß die Kriegsartikel, diese gesetzlichen Ungeheuer, durch welche die Bürger wegen geringer Vergehen dem Kerker, dem Stock und der Füsillade ausgesetzt werden, eben so gut von den Volksdeputirten abhängig sein müssen, als die Gesetzesartikel über Bestrafung der Diebe und Eintreibung der Steuern? Soll es die Deputirten nicht angehen, ob die Bürger die Muskete Jahre oder Monate lang zu tragen haben? Sollen die Offiziere nicht eben so gut unter ihrer Kontrole stehen, wie die Beamten? Soll es den Vertretern des Volks gleichgültig bleiben, ob dasselbe für müßiges Militair Millionen oder Tausende zahlt?

Der Leiter der oppositionellen Thätigkeit in Baden ist Itzstein. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, die auf den ersten Blick so viel Zutrauen einflößen, wie dieser Mann. Daß er durchaus reell und human ist, diese Ueberzeugung gewinnt man, sobald man ihn sieht, und man wird darin nicht irre durch die sprechende Klugheit seiner Augen in dem ausdrucksvollen, an Göthe erinnernden Gesicht. Itzstein ist ein

Mann, welcher durch die Klugheit, die er der Gegenpartei zu lieb so lange Zeit üben mußte, auch als Mensch nichts von der Vertrauenswürdigkeit bei der eignen Partei eingebüßt hat. Und das ist mehr, als es auf den ersten Blick scheinen mögte. In Teutschland lange Jahre eine Rolle bei der Opposition zu spielen, ohne seine Ehre zu kompromittiren, ist beinah eben so schwer, als eine Rolle bei der Reaktion zu spielen, ohne den Mangel an Ehre zu beweisen. Wenn man die Verehrungswürdigkeit eines Mannes, der wie Itzstein mit Ehre grau geworden ist, der Nichtswürdigkeit so mancher mit Schande grau gewordener Schurken gegenüberstellt, so begreift man nicht, wie das Volk dem Einen noch zur Opposition Veranlassung und den Andern noch zur Reaktion Gelegenheit läßt.

Itzstein führt mich zu dem Heidelberger Schloß zurück. In der That ein hübscher Punkt! Es gibt manchen schönern, aber ich habe keinen gefunden, der die Seele mit einem so seltnen Gefühl von Befriedigung erfüllte. Man empfindet dort eine gewisse Anlehnungsruhe und Geborgenheit, aus welcher man um so empfänglicher sich dem heitern Leben zuwendet, als dessen Sitz die akademische

Stadt mit dem vorbeieilenden Neckar, der malerischen Umgebung und der freundlichen Fernsicht sich darstellt. Es ist, als schaue man wie ein Bild in einem schönen Rahmen gesichert in die offene Welt hinaus. Auf so manchem hübschen Punkt fühlt man sich dennoch unbefriedigt, weil die Seele in der Umgebung keinen Halt und zu viel Auswege zum Zerstreuen oder Entschlüpfen der Empfindungen hat; das Heidelberger Schloß aber bildet gleichsam einen Fokus, aus welchem die Seele unzerstreut ihre Stralen in die sich öffnende Welt hinausschießt. Ich verlebte dort mit der oppositionellen Gesellschaft einen unvergeßlichen Mittag. Wenn sie einmal wieder dort speis't, so will ich mich den weiten Weg nicht verdrießen lassen, um Theil zu nehmen, im Fall sie nämlich zuvor ein Gesetz in's Leben ruft, daß nur Schurken an die preußische Polizei ausgeliefert werden dürfen.

Zu der Tischgesellschaft beim Heidelberger Schloß gehörte auch ein Advokat aus Frankenthal in Rheinbaiern, der uns alle mit einander zu sich in seinen Wohnort einlud. Die Einladung wurde angenommen und am andern Tage bestiegen wir zu Rheinschanze einen rheinbaierischen

Miethwagen, ein seltsames Gefähr, das sehr geeignet war, einer kompakten Masse Opposition mit einem Mal den Hals zu brechen. Ein solches Gefähr und eine solche Art, es zu benutzen, ist mir noch nie vorgekommen. Auf einem gebrechlichen Bretterkasten ruhte mittelst einiger gebrechlicher Stützen ein eben so gebrechlicher zweiter Bretterkasten als Baldachin, der während des Fahrens sich beständig hin und her schob oder den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden drohte. In dem eigentlichen Wagenkasten saßen außer dem Kutscher eilf Personen eingepreßt und außerdem hob man auf jenen Baldachin noch vier Rheinbaiern hinauf. So eilte die kompakte Opposition, die Volkssouverainetät über sich, im schärfsten Fortschritt nach Frankenthal, ohne daß sich der mindeste Unfall ereignete. Hätten wir reaktionaire Elemente bei uns gehabt, wir wären nicht lebendig davon gekommen.

In der Gesellschaft unseres freundlichen Frankenthaler Wirthes und seiner trefflichen Hausfrau verlebten wir einen herrlichen Abend. Die übrigen Gäste fuhren in der Nacht wieder nach Mannheim; der Königsberger Randzeichner und ich wurden von unserm Wirth zurückgehalten, um

eine Geschäftsreise, die er am kommenden Morgen nach Neustadt an der Haardt zu machen hatte, zu einem Ausflug in jene Gegend zu benutzen. Wir gingen nach ein Uhr zu Bett' und saßen gegen drei schon wieder im Wagen, einem würdigen Seitenstück zu der Rheinschanzer Fortschrittsmaschine. Der Zustand der rheinbaierischen Miethwagen scheint ein grundsätzlich schlechter zu sein. Wahrscheinlich sind sie in's Verhältniß zu den Wegen gesetzt, auf welchen sie benutzt werden. Es gibt allerlei schwimmende Dinge in der Welt: auf dem Meer schwimmende Inseln, in China schwimmende Dörfer, im Seekrieg schwimmende Batterien u. s. w.; in Baiern gibt es auch schwimmende Chausseen. Wenn es geregnet hat, verwandeln sie sich in Brei und man könnte sie zu Schiff wie zu Wagen passiren. Vielleicht erlebt man es noch, daß Einem auf dem Weg nach der Walhalla die teutsche Flotte begegnet und daß die Schiffe Chausseegeld bezahlen und die Fuhrleute auf den Landstraßen vor Anker liegen. Diese Landstraßen sollen aus „Erübrigungen" gebaut sein. Von dem Stein des Anstoßes, den man hierin gefunden hat, sieht man auf den Chausseen selbst nichts: reiner, ungemischter Dreck ist die ganze

Grundlage. Wenn in dem frommen Baiern der Weg nach dem Himmel so kothig ist, wie der Weg durch das Land, so werden sicher die meisten der getreuen Unterthanen vorziehen, in die Hölle zu fahren. Als wir nach Neustadt kamen, in welches die Chaussee von einem Hügel herunterführt, waren die Erübrigungen derselben so stark gewesen, daß die Hauptstraße des Orts durch den Regen der vergangenen Nacht mehrere Fuß hoch mit Chausseeschlamm angefüllt war; die Einwohner konnten kaum aus ihren Thüren heraus und waren eben damit beschäftigt, der Chaussee und den anstoßenden Weinbergen die entführte Erde karrenweise zurückzubringen.

Der Weg von Frankenthal aus, wenn auch in der Ebene fortführend, war sehr hübsch. Es begann eben zu tagen. Der Morgenstern blinkte noch träumerisch aus den Gardinen der Wolken hervor und man sah ihm noch an, daß er eben erst aus dem Bette aufgestanden war, worin er sich als Abendstern zur Ruhe gelegt hatte. Allmälig wurde die Natur heller, wie unsre schläfrigen Augen, die ebenfalls ihre Morgendämmerung noch zu überstehen hatten. Rechts und links umgab den Weg ein Wald von Weinreben; rechts

und links war dieser Wald von Bergen eingefaßt, die allmälig ihre Umrisse, ihre Häupter, ihre Züge aus den fortschleichenden Nebelwolken herausdrängten, um den Anblick der eben vom Schein der Frühsonne erglimmenden Gegend nicht zu versäumen: rechts das Haardtgebirge mit dem kolossalen Donnersberg, links der Odenwald mit dem ragenden Melibokus. In der That, Rheinbaiern ist ein schönes Land! Und auch dieses Land liegt danieder unter dem Druck des Pfaffenthums und der Polizei! Haftet nicht ein Fluch an dem ganzen vielbesungenen Rhein? Gibt es in der Welt ein besseres Asyl für die Finsterniß, als sein heiteres Gebiet? Sind nicht fast alle seine Haupt-Städte und seine schönsten Theile von Basel bis zum Niederland von dem Geist des Mittelalters geknechtet und geschändet? Erst wo das Niederland beginnt, weicht der Geist der Finsterniß zurück, um — dem Geist des flachsten Materialismus Platz zu machen.

Unsern Frankenthaler Wirth ließen wir in Neustadt seinen Geschäften nachgehen, nachdem er uns zuvor mit einem Freunde, dem wackern Dr. H., bekannt gemacht hatte, der uns auf das Herzlichste aufnahm. Dr. H. wußte, womit er uns in seiner Gegend die größte Freude bereiten

konnte; mit der freundlichsten Zuvorkommenheit bot er sich zum Begleiter nach dem, eine Stunde von Neustadt gelegenen Hambacher Schloß an. Seine Begleitung war uns von doppeltem Werth, weil er uns zugleich als land- und geschichtskundiger Cicerone zur Seite stand, der Börne gekannt und mit ihm von jener Ruine in das bewegte Land hinabgeschaut hatte. Damals dachte noch kein Mensch daran, daß man das alte Gemäuer einst zu einer „Marburg" umtaufen und die Taufkosten aus loyalen Beiträgen bestreiten würde. In der Nähe der Ruine fanden wir am Weg eine Tafel, wie eine Warnungstafel aufgestellt und mit dem Namen „Marburg" versehen. Dennoch nannten selbst die Arbeiter, die an dem Bau beschäftigt waren, sie noch immer das Hambacher Schloß. Die Zeiten haben sich doch sehr geändert. Die Hambach'sche Komödie mit ihren thatenlosen Reden und ihrem kernlosen Bombast war zwar echt teutsch, d. h. lächerlich; aber wie wäre sie jetzt nur noch möglich? Heutzutage ließen sich weit eher 30,000 Polizeisoldaten, als nur 30 Volksversammler zusammenbringen.

Eine herrlichere Aussicht, als vom Hambacher Schloß hinunter, ist am Rhein schwerlich zu finden.

Obschon der Horizont etwas bezogen war, sahen wir doch rechts bis Landau und links bis nach Worms, und zwischen diesen Endpunkten des Rahmens breitete sich vor uns als Gemälde das lachende Land, ein nur durch freundliche Ortschaften unterbrochener, dicht bepflanzter Rebengarten aus. Wenn in Rheinbaiern in einem und demselben Augenblick alle Trauben platzten, es würde neben dem Strom des Rheins noch ein Strom von Rheinwein entstehen, auf welchem Dreimaster daher fahren könnten. Schade nur, daß der Rhein selbst dem Gebirge, in welchem das Hambacher Schloß liegt, nicht näher ist, denn Wasser ist das Einzige, was der Aussicht dort mangelt.

Wir brachten den Mittag bei dem Dr. H. zu und traten dann die Rückfahrt nach Mannheim an. Unser Begleiter führte uns dieses Mal einen andern Weg, auf welchem wir Gelegenheit erhalten sollten, eine Person von literarischem Interesse kennen zu lernen. Sie gehörte zwar selbst nicht zum Literatenstande, aber dieser Stand hatte ihr wegen ihres Geistes und ihrer Schönheit besondere Aufmerksamkeit bewiesen, so daß sie sogar in den Schriften von Bulwer und Cooper figuriren

soll. Ich meine die Wirthin in den „vier Jahreszeiten“ zu Dürkheim, genannt „die schöne Anna.“ Unser Begleiter ließ uns glauben, daß sie noch in der besten „Jahreszeit“ ihres Lebens sei und daß sie trotz ihrer Schönheit beschlossen habe, gleich der Königinn Elisabeth als Jungfrau zu sterben und in dem benachbarten Kloster Limburg sich begraben zu lassen. Hierin lag für uns ein Sporn, ihrem Entschluß den Krieg zu erklären und einen Operationsplan gegen ihr Herz zu entwerfen. Um uns recht interessant zu machen, datirten wir unsre Herkunft aus fernen Ländern her: Walesrode trat als Russe auf, der gewaltsam den Kordon durchbrochen hatte, um nach Dürkheim zu kommen, und ich verwandelte mich in einen holländischen Buitensorg, dessen Ostindienfahrer im Ei zu Amsterdam segelfertig lag, um die schöne Anna in seine javanische Plantage zu entführen. Der Kampf unserer Rivalität war so hitzig, daß er gar nicht zur Entscheidung kam und der schönen Anna nichts übrig blieb, als uns beide zu nehmen. Darin handelte sie ganz angemessen, denn leider waren die besten ihrer vier „Jahreszeiten“ schon vorbei — ihr körperlicher Umfang hatte es bis zu einer solchen Stärke

gebracht, daß ihr ein Einzelner nicht gewachsen war und zwei Liebhaber dazu gehörten, sie zu umarmen. Ihr Geist war übrigens jung geblieben und wir brachten in ihrer Gesellschaft ein Paar sehr humoristische Stunden zu. Wenn der Königsberger Randzeichner in dem einsamen Fortifikationsunterricht, den ihm jetzt die preußischen Menschenschinder und „Majestäts"=Hunde ertheilen, Langeweile verspürt, so möge er an die schöne Anna zurückdenken und es wird ihm gewiß kurzweiliger zu Muth.

Nach der Rückkehr nach Mannheim brachte ich dort und in Heidelberg noch ein Paar Tage zu und trat dann wieder die Reise nach dem gelobten Lande an, wo die Herzen „mit Gott für König und Vaterland" schlagen. Ich hatte in acht Tagen ein halb Dutzend Vaterländer kennen gelernt, Baden aber war das beste von allen. Sein Hauptfehler ist nur, daß es zum teutschen Bunde gehört. Wenn die Badener mir eine Tribunenstelle zusichern, so will ich ein gutes Wort bei der Schweizerischen Republik für sie einlegen.

Dieß also eine Skizze von demjenigen Stück des teutschen Vaterlands, dessen Anblick meine patriotischen Erinnerungen für die Zukunft ver-

sorgen sollte. Hamburg nicht gesehen, München nicht gesehen, Leipzig nicht gesehen, Berlin nicht gesehen! Doch, mit einem Narrenhause hatte ich angefangen — sollte ich denn auch mit einem schließen? Hatte ich doch meinen Tzako zum letzten Male getragen, denn das sicherste Mittel, die Soldatenplackerei los zu werden, besteht darin, anrüchig zu werden als Liberaler! Merkt euch das, meine ehemaligen Kollegen, und ihr werdet erlös't werden vom Uebel. Amen!

VI.

Ein Paar von jener Sorte.

Literarhistorisch-pragmatisches Lustspiel

in

drei Aufzügen.

Personen.

Brand, Gastwirth, früher Literat.
Hofrath Dr. Beutel, „Literat", Redakteur der „Eulalia".
Dr. Schneider, „Literat", Redakteur der „Thalia".
Ritter Bogen, Violinvirtuose.
Bengel, Faktor in der Druckerei der „Eulalia".
Typus, Setzer in der Druckerei der „Thalia".
Drath, Schneidermeister.

Bemerkung. Dieses Lustspiel abstrahirt von aller künstlerischen Idealisirung, da der Zweck desselben nur in der Darstellung nackter Wahrheit mittelst der veranschaulichenden dramatischen Form besteht.

Erster Aufzug.

Erste Szene.

(Zimmer im Gasthof.)

Brand. Bogen.

Bogen.

Daß ich Sie an diesem Ort getroffen habe, macht mir doppelte Freude, erstens der Person wegen und zweitens des Orts wegen. In keiner Stadt vermisse ich die Menschen mehr, als in dieser Hauptstadt von so und so viel tausend Kaufmannsseelen. Fast gefällt es mir in unserer langweiligen Duodezresidenz noch besser, als in dieser Residenz des Geldsacks.

Brand.

Ach ja der Geldsack! Bester Freund, fliehen Sie dies Ungeheuer, es verschlingt Sie.

Bogen.

Nicht doch! Wenn ich ihn auch als moralische Person hasse, so komme ich doch hierher, um ihn als materielle Sache aufzusuchen. Das abscheuliche Geld ist und bleibt der Gott der Virtuosen! Sie werden spotten, mit Recht und mit Unrecht. Betrachten Sie mich als einen Kanal, durch den das Geld aus unwürdigen Händen in würdige rinnt. Aber was führt Sie denn hierher? Es ist wenigstens drei Jahre, seit wir uns nicht gesehen haben.

Brand.

Mich führt Dasselbe hierher, was Sie, nur mit dem Unterschied, daß ich den leeren Geldsack aufsuche, während Sie den vollen.

Bogen.

Sie Glücklicher! Aber wie versteh' ich Das? Ein Schriftsteller, ein teutscher Schriftsteller den leeren Geldsack aufsuchen — das ist ja, so zu sagen, eine Ausnahme.

Brand.

Mit der Schriftstellerei ist's vorbei. Ich schreibe jetzt höchstens noch Rechnungen.

Bogen.

Sie werden ja immer räthselhafter. Sicher sind Sie aus dem Buchmacher ein Buchhändler geworden.

Brand.

Das nicht: mein gegenwärtiges Geschäft heißt — Gastwirthschaft. Kommen Sie in meinen Wohnort, so sollen Sie mein Geschäft und meine Schriftstellerei zugleich kennen lernen.

Bogen.

Gastwirth! Da haben Sie aber einen Rückschritt gemacht, wenn Sie früher die Geister zu Gast hatten und jetzt bloß die Leiber.

Brand.

Ich vereinige jetzt Beides. Von der Schriftstellerei bin ich zurückgekommen durch mich und durch Andere. Die Selbsterkenntniß hat mir gesagt, daß ich nicht zu einem Stand passe, der mehr erfodert, als mein Bischen Talent. Ich habe einen zu hohen Begriff vom Literatenstand, als daß ich ihm länger hätte angehören und das Beispiel so vieler Federreiter nachahmen sollen, denen außer dem Talent auch eine würdige Gesinnung fehlt.

Bogen.

Ich habe auch einige von dieser Sorte kennen gelernt.

Brand.

Sie werden sogleich mehr davon hören. Uebrigens gibt es noch etwas Anderes, das mich von meiner früheren Beschäftigung zurückgebracht hat: ich meine die Zensur. Ich bin nicht der Mann dazu, um mich noch unter das Joch dieser himmelschreienden Knechtschaft zu fügen, welches der teutsche Nacken bis an das Ende der Welt tragen zu wollen scheint. Einem Talentvollern würde ich sagen, es sei Unrecht, daß er sich durch dies Hinderniß von seinem Beruf zurückschrecken lasse; aber wenn man nicht viel mehr hat, als seine ehrliche Gesinnung, soll man sie auch nicht beflecken lassen von so einer Schinderfaust, die im besten Fall den Kopf und das Herz abschneidet und dann dem Rumpf gnädigst erlaubt, sich der Welt zu präsentiren.

Bogen.

Freilich muß das kein beneidenswerthes Loos sein. Da haben wir Musiker es besser. Was ich

streiche, das streicht mir kein Anderer. Ich kann Sturm und Revolution auf meiner Geige spielen und sogar die Fürsten klatschen mir Beifall dazu.

Brand.

Sagen Sie das keinem Andern, sonst wird man im nächsten Konzert in Ihrer Geige ein Höl-leninstrument erblicken; und sollten Sie auch spie-len: „Guter Mond, du gehst so stille," oder „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein," so wird man doch glauben, ein „allons enfants" gehört zu haben. In Teutschland würden die Mücken und Maikäfer arretirt werden, wenn man der Polizei anzeigte, daß sie Politik summten. — Doch nun wieder zu meiner Gastwirthschaft. Zur Zeit, als ich die Feder bis zur Erlangung der teutschen Preßfreiheit, d. i. für immer aus der Hand ge-legt hatte, starb zufällig eine vermögende Tante, die mir ihr Geld hinterließ. Ich beschloß, der Welt auf andere Weise zu nützen und wurde Gast-wirth. Aber keine gewöhnliche Wirthschaft! Mein Haus ist der Sammelplatz aller Geister und aller freien Gesinnung. Was in unserer Stadt zu be-sprechen ist, das wird in meinem Hause bespro-chen; so oft es was Politisches ins Werk zu rich-

ten gibt, sammelt man sich in meinem Hause. Dort ist immer Leben, immer Geist, immer Freude. Durch meine Wirthschaft habe ich der guten Sache schon mehr genutzt, als ich durch lebenslängliche Schriftstellerei gekonnt hätte. Nur freisinnige Männer sind meine Gäste; sie leben bei mir für's halbe Geld und bleiben dafür ganze Leute. Dies ganze Verhältniß beglückt mich. Kommen Sie zu mir und Sie sollen Zeuge sein.

Bogen.

Meine Route führt mich vielleicht in drei Wochen zu Ihnen.

Brand.

Sie treffen bei mir nur Ehrenmänner. Freilich — ich habe auch Schurken kennen gelernt und diese führen mich hierher. Eben weil ich den Literatenstand hoch achte und weil ich Alles thun würde, ihn zu heben, deshalb hasse ich diejenigen, die ihm Schande machen. Unter meinen literarischen Gästen befanden sich zwei, deren Gesinnung, obschon sie eine sehr liberale Zunge führten, mir nach und nach zweifelhaft wurde, da sie niemals ans Bezahlen dachten, obschon sie Geld genug verdienten. Freisinnige Leute müssen auch ehrliche

und ehrliebende Leute sein, sonst sind sie mir nichts werth. Ich beschloß also endlich, mir über die Ehrlichkeit meiner beiden Gäste Gewißheit zu verschaffen. Sie ließen ihre Tugend jedoch nicht zum Eklat kommen und gingen heimlich durch, nachdem sie zwei Jahre wie die Fürsten bei mir gehaust hatten. Sie wohnen gegenwärtig in dieser Stadt. Ich habe beschlossen, den Literatenstand an ihnen zu rächen und besitze Verhaftbefehle gegen sie.

Bogen.

Wie heißen die Burschen?

Brand.

Der eine ist der Hofrath Dr. Beutel und redigirt hier die saubere „Eulalia"; der Andere, Dr. Schneider, redigirt die eben so saubere „Thalia". Jeder von ihnen ist so viel, wie beide zusammen heißen, nämlich ein Dr. Beutelschneider.

Bogen.

Ich dacht' es mir gleich. Uebrigens thun Sie mir den Gefallen, den Verhaftsbefehl in der Tasche zu behalten, bis ich mein Konzert gegeben habe.

Brand.

Wozu das?

Bogen.

Mein Gott, wer soll mich denn loben? Sie wissen, wir Virtuosen haben die Eigenschaft mit den teutschen Ministern gemein, daß wir nur stets gelobt, nie getadelt werden dürfen. Das mag eine Schwäche sein; ich tröste mich darüber mit meinen hohen Vorbildern.

Brand.

Ich muß gestehen, daß Sie bescheiden sind, indem Sie sich mit solchem Trost begnügen.

Bogen.

Was macht es auch aus, wenn man doch einmal Lob verdient, daß man es sich dann auch sichert? Man vermeidet dadurch, um mich prosaisch auszudrücken, Störungen im Geschäftsgang. Ich habe auf Reisen als Sekretär einen gewissen Dr. Zwirnsfaden bei mir, von Gesinnung zwar ebenfalls ein Lump, aber ein gewandter Kerl, der zu gebrauchen ist. Er schreibt mir die Ankündigungen und Rezensionen und vermittelt deren Aufnahme bei den Redakteurs. Nun ist mir aber mein Dr. Zwirnsfaden unterwegs krank geworden und ich bin genöthigt, mein Lob unmittelbar durch

die Redakteurs selbst besorgen zu lassen. Arretiren Sie dieselben, so arretiren Sie einen Theil von mir mit.

Brand.

Ich kann Ihnen nicht helfen, arretirt werden müssen die Lumpen. Ich kann einen Freundschaftsdienst nicht dem Dienst unterordnen, den ich der Allgemeinheit leisten muß.

Bogen.

Sie Grausamer! Sind die beiden Herren denn wirklich so unverbesserliche Lumpen?

Brand.

Sie sind es und sind es so sehr, daß man nur darauf bedacht sein kann, sie unschädlich zu machen. Ich habe noch nachträglich allerlei Dinge von ihnen gehört, die nicht bloß mein literarisches, sondern auch mein menschliches Schamgefühl empört haben. Der Eine von ihnen ist unterdeß Hofrath geworden und soll sogar ein Mouchard sein. Doch mir fällt was ein. Vielleicht läßt sich mit den Galgenvögeln noch eine Komödie aufführen, ehe sie abgeführt werden. Ich will die

Rolle Ihres Dr. Zwirnsfaden übernehmen; sind Sie einverstanden?

Bogen.

Vollkommen, da ich versichert bin, daß ich bei dieser Stellvertretung in Bezug auf mein Lob nicht zu kurz kommen werde.

Brand.

Sie sollen gelobt werden, wie niemals, überlassen Sie Alles mir.

Bogen.

So vertrau' ich Ihnen denn das Höchste an, was es für mich in der Welt gibt, nämlich mein Lob und mein Leben. Ich sterbe, sobald ich getadelt werde. Jetzt lass' ich Sie allein. Entschuldigen Sie mich auf einige Stunden, da ich eine neue Komposition noch einüben muß. (ab.)

Brand (allein).

Gesinnungslosigkeit ist das Privilegium der Künstler und Gelehrten. Sie sind für Jeden zu haben, der ihnen Geld und sogenannte Ehren bieten kann, und lassen mit ihren schimmernden Namen die Eiterbeulen jeder despotischen Gewalt überkleben. Mein Freund Bogen macht wenigstens

insofern eine Ausnahme, als er sich Keinem in dauernden Dienst gibt, und das Geld der hohen Sünder zu würdigen Zwecken verwendet. Als Gegendienst gegen meine Sekretärdienste werde ich mir ausbedingen, daß er den Ertrag seines nächsten Concerts mir zur Verbreitung von Flugschriften gegen seine hohen Gönner zur Verfügung stellt.

(Ein Bedienter tritt ein.)

Bedienter.

Ein Billet an den Ritter Bogen von dem Redakteur der „Eulalia" (ab).

Brand.

Von dem Lumpen? Ich wittere schon, worauf das hinaus soll. Vermöge meiner Qualität als Geheimsekretär darf ich diese Depesche eigenhändig erbrechen. (Erbricht den Brief und lies't.) „Soeben vernehme ich, daß Sie unsere Stadt wieder mit Ihrer Gegenwart beehrt haben und das kunstliebende Publikum in den nächsten Tagen durch Ihre ausgezeichneten Leistungen in Entzücken versetzen werden. Als Verehrer der Kunst und Ihrer Person insbesondere brauche ich nicht erst zu versichern, daß ich es für meine Pflicht halten werde,

mein vielgelesenes Blatt zum Organ ihres Rufes zu machen. Als Ersatz für kleine Zeitopfer genügen einige Freibillets und drei Thlr. Kourant."

Das ist ja allerliebst. Der Lump ist übrigens in seinen Ansprüchen sehr bescheiden geworden. Für drei Thaler hätte er früher kein Lob feilgeboten.

(Zweiter Bedienter tritt herein.)

Bedienter.

Ein Billet an den Ritter Bogen von dem Redakteur der „Thalia" (ab.)

Brand.

Die Herrn scheinen sich verabredet zu haben, um mir in die Hände zu arbeiten. (Lies't.) „So eben vernehme ich, daß Sie unsere Stadt wieder mit Ihrer Gegenwart beehrt haben und das kunstliebende Publikum in den nächsten Tagen durch Ihre ausgezeichneten Leistungen in Entzücken versetzen werden. Als Verehrer der Kunst und Ihrer Person insbesondere brauche ich nicht erst zu versichern, daß ich es für meine Pflicht halten werde, mein vielgelesenes Blatt zum Organ ihres Rufes zu machen. Als Ersatz für kleine Zeitopfer genügen einige Freibillets und zwei Thaler."

Der thut es also noch einen Thaler billiger. Wahrlich, der Verhaftbefehl zuckt mir in der Tasche. Doch was mach' ich jetzt? Wie benutz' ich diese Dokumente am besten, um die Kerle zu züchtigen? Soll ich sie drucken lassen? Das verbietet mir die Rücksicht auf meinen musikalischen Freund, sie würden ihn herunterreißen, daß er nicht wieder zu sich käme. Halt! Ich werde die Herrn durch sich selbst blamiren. In den Brief des Dr. Beutel wickle ich einen Louisd'or und sende ihn wie durch einen Irrthum an den Dr. Schneider; eben so spiele ich den Brief des Dr. Schneider dem Dr. Beutel in die Hände. Einen Louisd'or muß ich an Jeden verschwenden, damit das Lob für meinen Freund recht reichlich ausfalle und die Rivalen gegenseitig Stoff zur Eifersucht haben. Wir wollen dann einstweilen abwarten, welches Resultat diese gegenseitige Blamage haben wird. (ab.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

(Redaktionsbureau der „Eulalia".)

Hofrath Beutel. Druckereifaktor Bengel.

Beutel.

(Am Redactionstisch in Papieren wühlend.) Bengel, Sie sind doch ein wahres Schiff der Wüste. Sie wissen ein für alle Mal, daß ich von solchen angehenden Poeten keine unbeschwerte Zusendungen annehme. Was soll ich nun wieder mit dieser Gedichtsammlung? Es sind ganz hübsche, sogar schöne Sachen darin und aus dem Verfasser kann was Ausgezeichnetes werden; aber meint so ein Flaumbart, ich treibe die Kritik als Vergnügenssache? Wenn ich Einen berühmt machen soll, muß ich auch wissen, wofür. Frauenzimmer macht man berühmt für Liebesdienste, Freunde für Kameradendienste und Fremde für klingende Münze. Gehen sie darauf nicht ein, so ignorirt man sie oder reißt sie gelegentlich herunter. Prägen Sie

sich ein für alle Mal ein, daß man die Literatur wie jedes andere Geschäft nur aus Spekulation treiben darf, und studiren Sie meinen Freund Gutzkuchen.

Bengel.

Ich weiß das Alles schon, Herr Hofrath, aber gerade weil ich es wußte, glaubte ich im vorliedem Fall eine Ausnahme machen zu dürfen, da mir der junge Mann sehr talentvoll zu sein schien und ich ihn als eine gute Acquisition für Ihr Blatt betrachtete.

Beutel.

Sie sind ein Schiff der Wüste, sag' ich. Solche junge Leute läßt man sich bemühen, läßt man betteln um einen Platz für ihre Sachen. Und wenn Göthe und Shakespeare als junge Leute sich an meine „Eulalia" drängten, sie sollten betteln wie der fadeste Reimschmied. Sie sollten ihre Unterordnung unter meine Hand anerkennen und die Aufnahme ihrer Poesien als Gnadensache betrachten lernen. Wäre ich sonst auch versichert, daß sie nicht beim zweiten Gedicht schon Honorar forderten? Man muß feste Grundsätze und Charakter haben, lieber Bengel, sonst kommt man nicht durch.

Bengel.

Sie haben Recht, Herr Hofrath, ich werde mich in Zukunft danach zu benehmen wissen.

Beutel.

Sind die Materialien zu der Lebensskizze Sr. Excellenz des Herrn Gesandten noch nicht angelangt?

Bengel.

Noch nicht.

Beutel.

Sehen Sie, derartige Schreibereien haben einen solidern Boden. Ein Orden ist doch auch keine Luftblase und das Weitere findet sich nebenbei. Es gibt da Thoren in der Literatur, die über so eine Excellenz schimpfen und fluchen wie über eine Pestilenz. Sie wittern überall einen „schlechten Kerl." Die Dummköpfe? Was ist ein schlechter Kerl? Wenn die Leute wüßten, wie haarschmal die Scheidewand ist, welche einen sogenannten schlechten Kerl von einem sogenannten braven Kerl trennt, sie würden sich hüten, so inhumane Rigoristen zu sein. Eine geläuterte Weltansicht wie die meinige führt zu humaneren Be=

urtheilungen und läßt Jeden in seiner Art gelten, wenn er nur das einzige und wahre Kennzeichen des ächten Menschenthums, nämlich Verstand hat. Für mich gibt es nicht brave und schlechte, sondern nur kluge und dumme Kerle. Für wen aber soll man klug sein in der Welt? für Andere? Dann müßte ja Jeder für sich selbst nur dumm sein, der Verstand wäre für ihn selbst überflüssig. Ergo —! Sie, lieber Bengel, gehören heute wieder zu den dummen Kerlen, sonst hätten Sie nicht bloß den jungen Poeten zur Einsicht gebracht, sondern auch dieses politische Gedicht abgewiesen, dessen Verfasser Ihnen als ein mißliebiger Opponent bekannt ist. Wollen Sie mein Blatt in ein übles Licht setzen?

Bengel.

Ich glaubte, daß es gegen den Quartalschluß hin günstig auf die Abonnenten wirken werde, wenn man ihnen einmal ein liberales Gericht vorsetzte.

Beutel.

Diese Praxis ist im Allgemeinen richtig, aber man macht dabei Unterschiede. Es gibt einen loyalen und einen illoyalen Liberalismus. Nur der

erstere kann in meinem Blatte Aufnahme finden, obschon Sie wissen, daß mir für mich loyal und illoyal ganz gleich ist. So lang die Regierungen mehr gelten und mehr bieten können, als das Volk, nimmt man auch mehr Rücksichten auf sie. Uebrigens wissen Sie ja, wie leicht man auch unserm Volk mit Liberalismus genug thun kann, ohne illoyal zu sein. Deßhalb weg mit solchen Opponnenten! Und haben Sie nicht gesehen, daß der Mensch einen irreligiösen Vers in mein Blatt hat einschmuggeln wollen? (Emphatisch.) Bengel, die Religion ist mir heilig! (Es klopft.)

Bengel.

Herein! (Mit vielen Bücklingen tritt der Schneider Drath herein, eine Rechnung in der Hand, und nähert sich dem Hofrath, welcher eine Feder ergreift und in schwerer Geistesarbeit zu sein scheint.)

Drath.

Herr Hofrath —

Bengel.

Was haben Sie? Ein Gedicht?

Drath.

Sie verzeihen, es ist eine reine Prosa.

Bengel.

Ein Beitrag für die „Eulalia"?

Drath.

Wenn Sie ihn aufnehmen wollten, so mögte das unter Umständen nicht zu meinem Nachtheil sein. Das Publikum würde nämlich daraus ersehen, daß ich erstens für sehr billigen Preis die elegantesten Kleider verfertige, und zweitens mitunter jahrelangen Kredit gebe, wie das jetzt wieder mit dem Herrn Hofrath der Fall ist.

Bengel.

Sie sehen, daß der Herr Hofrath sehr wichtige Geschäfte hat.

Drath.

Er kann kein wichtigeres Geschäft haben, als durch Bezahlung einer bereits zehn Mal abgewiesenen Rechnung endlich seine Ehre —

Beutel.

(Aufspringend und den Schneider mit donnerndem Pathos anfahrend.) Mensch! Sind auch Sie von dem irreligiösen Schwindel der Zeit mit fortgerissen? Kennen auch Sie nichts Heiliges mehr?

Mensch, wissen Sie, was Sie in diesem Augenblicke thun?

Drath.

Vollkommen, Herr Hofrath. Vielleicht nur in so fern bin ich im Irrthum, als ich Ihnen zugemuthet hatte —

Beutel.

Herr, beben Sie zurück vor einem Sakrilegium! Wissen Sie, daß ich eben beschäftigt bin mit einer Hymne an die Jungfrau Maria!

Drath.

Ich weiß, daß Sie sich viel mit der Jungfrau Maria beschäftigt haben, Herr Hofrath. Aber ich sehe keine Beleidigung der Jungfrau Maria darin, wenn man ihren Freund und Verehrer daran erinnert, ein ehrlicher Mann zu sein und seine Schulden zu bezahlen.

Beutel.

Das ist unerhört! Bengel, Ihre Druckergesellen! Doch nein, ich weiß ein anderes Mittel, die Irreligiösität zur Einsicht zu bringen. Entweder, mein Herr, verlassen Sie dieß Heilig-

thum auf der Stelle, oder in zweimal vierundzwanzig Stunden weiß die ganze Stadt, daß Sie ein irreligiöser Mensch sind, und keine Christenseele wird mehr ein Kleidungsstück bei Ihnen machen lassen. Wissen Sie, daß ich Hofrath, Redakteur eines vielgelesenen Blattes, vertrauter Freund hoher Diplomaten und Mitglied des h. Borromäusvereins bin?

Drath.

Herr Hofrath, bedenken Sie —

Beutel.

Kein Bedenken mehr! Entweder, oder!

Drath.

So werd' ich mir denn über einige Wochen wieder eine bescheidene Anfrage erlauben. Nicht wahr, Herr Hofrath? Empfehle mich gehorsamst, Herr Hofrath. (Will gehen).

Beutel.

Noch einen Augenblick! Ich werde Ihnen zeigen, daß ich religiöse Gesinnung zu achten weiß, sobald sie sich außer Zweifel stellt. Meine Muttergotteshymnen werden nächstens im Druck

erscheinen. Hier ist die Subskriptionsliste. Wollen Sie auf ein Dutzend Exemplare subskribiren, so wird mir das ein Beweis sein, daß Ihr Sinn für Religiösität noch nicht —

Drath.

Ein Dutzend?

Beutel.

Für jedes Ihrer Familienglieder wird das Buch ein Segen und eine Zierde sein.

Drath.

Ich habe nur zwei Kinder —

Beutel.

Sie nehmen Anstand?

Drath.

Herr Hofrath — (er subskribirt) Also bis nächstens, Herr Hofrath. (Empfiehlt sich).

Beutel.

Der Mensch hat mich da um das schönste Gedicht gebracht, das mir jemals in den Sinn gekommen!

Bengel.

Sie sind wenigstens nicht ganz ohne Ersatz geblieben. Herr Hofrath, ich muß gestehen, Sie wissen die Menschen zu behandeln.

Beutel.

Nun, was das betrifft, so halten Sie sich die Lehre von den klugen und den dummen Kerlen gegenwärtig. Sie aber, lieber Bengel, müssen sich savoir faire angewöhnen. Es ist möglich, daß ich mitunter Ihnen für einige Tage die Redaktion übertragen muß. Alsdann darf wenigstens in negativer Hinsicht — verstehen Sie? — in negativer Hinsicht nichts verfehlt werden. Wenn Sie auch nicht immer wissen, was ich will, so müssen Sie wenigstens immer wissen, was ich nicht will.

Bengel.

Ich werd' es mir merken, Herr Hofrath, und mich der mir zugedachten Ehre würdig zu machen wissen. Apropos! Heute war der Menageriebesitzer hier und beklagte sich sehr wegen des Berichts über seine Bestien, den er bei Ihnen bestellt hatte. Sie haben ihn nämlich mißverstan-

den und in der „Eulalia" gesagt, die Bestien seien alle so wild, daß man Grausen in ihrer Nähe empfinde. Dadurch ist das Publikum so abgeschreckt worden, daß kein Mensch die Menagerie besucht, als höchstens die Polizei, welche die Sache für gefährlich gehalten. Der Menageriebesitzer behauptet, Ihnen gesagt zu haben, die wilden Bestien seien so zahm, daß man sich unter ihnen ganz einheimisch fühle.

Beutel.

Und? Sie sind ein Schiff der Wüste und können sich mit in die Menagerie stecken lassen. Da der Mann bezahlt hat, brauchten Sie mich mit solchen Lappalien gar nicht mehr zu inkommodiren. Was gehen mich die Bestien noch an? Setzen Sie in's nächste Blatt, sie seien durch einen Druckfehler wild geworden, sie seien aber in Wirklichkeit so zahm, daß man sich ganz einheimisch unter ihnen fühle. Das lassen Sie bezeugen durch den durchreisenden Sir William Spring, Gouverneur von irgend einer unentdeckten Insel. Was Sie für die Berichtigung erhalten, gehört Ihnen. — Hat der Wirth aus dem „Kaiser von

Oesterreich" keinen Champagner für mich geschickt?

Bengel.

Nichts gesehen.

Beutel.

So heben Sie im nächsten Blatt die Notiz hervor, daß der Prinz von Koburg im „Kaiser von Oesterreich" abgestiegen sei und, wie man vernehme, die Einrichtungen dieses Hotels außerordentlich belobt habe. Ein Bewillkommnungsgedicht für Se. Hoheit werd' ich Ihnen nachher geben. Apropos! Haben Sie erfahren, ob die „Thalia" mit dem Quartalschluß neue Abonnenten zu erwarten hat?

Bengel.

Man schimpft seit einigen Wochen gewaltig über das Blatt. Der Redakteur ist verliebt bis über die Ohren in die neue Tänzerinn und weiß über nichts Andres mehr zu schreiben, als über Liebe, Opern und Tänzerinnen.

Beutel.

Ich werde diesem Schandblatt den Todesstoß geben. Wie hat so ein junger Laffe es wagen

können, mit mir zu rivalisiren? Es ist nur die Verblendung des Publikums, was seinem vermeintlichen Talent so viel Theilnahme zugewandt hat. Ich werde den Leuten die Augen öffnen. Und so ein Mensch hat den Vorrang bei der schönsten Tänzerinn der Oper erhalten! Bengel, ist das zu ertragen?

Bengel.

Das Frauenzimmer soll so verliebt in ihn sein, daß sie ihm die Hälfte ihrer Einnahme überlassen will, um seine Schulden zu bezahlen.

Beutel.

Donner und Teufel! Doch halt, das läßt sich benutzen.

Ein Bedienter (eintretend).

Ein Brief vom Ritter Bogen an den Redakteur der „Eulalia." (Ab).

Beutel.

Ein Louisd'or? Der Mann ist anständig. Bengel, die Ankündigung über die Ankunft des Ritters Bogen wird groß gedruckt. Doch, was seh' ich? Ein Bettelbrief von meinem Rivalen —

(Er umarmt den Faktor. Der Vorhang fällt).

Zweite Szene.

(Redaktionsbüreau der „Thalia.")

Dr. Schneider. Später Typus.

Dr. Schneider (allein).

Seit ich wegen des falschen Wechsels in der Residenz gesessen habe, beschäftigen sich alle Zeitungen mit mir. Ich bin ein Mann von europäischem Ruf geworden. Was etwa noch daran fehlt, werde ich durch eigne Lobartikel oder durch Vermittlung meines Freundes Grünschnabel nachholen. Hier im Ort glaubt man, ich sei wegen meiner „Stimmen aus dem Kerker" arretirt worden. Bin ich das nicht auch? Vor meinen Gedichten hat man Angst gehabt und sich deshalb hinter den falschen Wechsel gesteckt. Ich bin ein politischer Märtyrer, ein Märtyrer für die Sache des Volks. — Und das Volk darf mich verhungern lassen? Wer mir helfen kann, oder mir als Mittel dient, wo ich mir selbst helfen muß, der soll es sich zur Ehre anrechnen! So stellt sich die Sache. Und wenn ich die ganze Welt anpumpe, belüge und betrüge, man soll es sich zur Ehre anrechnen, von mir angepumpt, belo-

gen und betrogen zu werden. Heißt das Achtung vor dem Geist, vor dem Genie, wenn man ihm zumuthet, daß es sich an das Exerzieren kleinlicher Philistertugenden verzettele? Schreibt mir da meine frühere Geliebte aus der Residenz einen Brief, als ob ich ein Hypothekenbewahrer sei. (Lies't): „Daß Du mich um meinen Ruf, meine Ruhe, mein Glück gebracht und im Stich gelassen, das vergebe ich Dir, da ich einen Menschen Deiner Art hätte durchschauen sollen und einsehe, daß, wenn es noch ein Glück für mich gibt, dieß wenigstens nicht bei Dir zu suchen ist; aber daß Du schlechter Mensch mir meinen Schmuck und meine Kleider verkauft und mich nackt in die Welt gestoßen hast, diese Gemeinheit soll Dir wenigstens nicht so hingehen.“ — Was sind das z. B. für Gesinnungen? Statt sich glücklich zu schätzen und in der Erinnerung zu schwelgen, daß sie mit einem Mann meiner Art den Champagner des Lebens genossen, kommt das Frauenzimmer hinter mir hergelaufen und reklamirt den Pfropfen von der Flasche. Pfui über solch ein weibliches Philisterthum! Da ist meine Tänzerinn ein anderes Weib! Das ist ein Weib der Poesie! Ha! Welche Wonne, an der Hand solcher üppi-

gen Hingebung sich in das Meer des Lebens zu stürzen! Was sie ist und was sie hat, das gehört mir, mit Wuth gehört es mir, und ihr größtes Glück ist es, daß es mir gehört. Ich bringe sie dahin, daß sie mir ihre ganze Gage zur Verfügung stellt. Doch sie darf nicht merken, daß ich gänzlich ohne Mittel bin, sie darf keinen Eigennutz supponiren können. Hätt' ich nur so viel, um heute Abend die Wasserpartie zu bestreiten! Ob der Ritter Bogen noch nicht geantwortet hat? — Fanny, du bist ein edles Weib! Wüßt' ich, daß deine Beine ewig jung blieben und beflügelt, oder könnt' ich sie kapitalisiren für ein ganzes Leben, bei meiner Ehre, du solltest meinen Namen tragen.

Typus (eintretend).

Herr Doktor, wir haben wieder für die nächste Nummer nicht eine einzige Spalte Manuskript.

Schneider.

Ist noch kein Brief vom Ritter Bogen angelangt?

Typus.

Bis jetzt nicht. Doch war Ihr Freund, der Dr. Grünschnabel hier, um Ihnen einen

„sozialistischen“ oder kommunistischen Aufsatz über die Ansprüche des Geistes zu bringen.

Schneider.

Grünschnabel ist ein ganz vernünftiger Kerl, er weiß Butter aus der Milch zu machen. Ich werde seinen Rath befolgen und mein Blatt in Zukunft sozialistisch umgestalten. Man ist mit den vielen Liebesgedichten und Kunstartikeln nicht mehr zufrieden.

Typus.

Es waren mehrere Leute hier, die nicht weiter abonniren wollten, wenn das Blatt nicht eine andre Richtung nähme.

Schneider.

Soll geschehen. Der „Sozialismus“ ist zeitgemäß und mit ihm lassen sich jetzt die besten Geschäfte machen. Man gewinnt den Ruf als Vertreter der „neuesten Richtung,“ man steht als Beglücker der Menschheit da, man befestigt seinen Kredit, man gewinnt sogar Einfluß auf das Volk und kann zugleich der Welt im Speziellen auseinandersetzen, in welches Mißverhältniß sie sich zum Geist gestellt hat. Die praktischen Folgen

von allem Dem werden sich in meiner Börse geltend machen. Schicken Sie zu meinem Freund Grünschnabel und lassen Sie seinen Artikel für das nächste Blatt holen. Ich werde Ihnen später auch eine Ode an die Menschheit zustellen. Haben Sie nicht gehört, ob die „Eulalia" mit dem Quartalschluß neue Abonnenten zu erwarten hat?

Typus.

Es heißt allerdings so.

Schneider.

Ich werde den Spekulationen des saubern Hofraths einen Riegel vorschieben. Wie kann das Publikum seine Sympathie einem Menschen zuwenden, der von Ansichten eben so bornirt als von Gesinnung gemein ist? Von der neuesten Richtung hat der Mensch nicht eine Ahnung, und hätte er sie, er würde gar nicht wagen, davon zu sprechen. Ich werde ihm mit dem Sozialismus in einem einzigen Quartal den Garaus machen. Meinen Sie nicht, Typus?

Typus.

Ich weiß nicht, Herr Doktor, ich bin nicht über Alles aufgeklärt, was Sie unter dem Sozialismus verstehen, denn es werden mit dem

Wort jetzt allerlei Sachen neu getauft, die vernünftige Leute früher einfach zur Politik oder zum Leben rechneten.

Schneider.

(Für sich): Da kann ich schon gleich Propaganda machen. (Laut): Ich will ihn Ihnen erklären. Sozialismus ist die „Wissenschaft", ohne Bourgeois zu leber, ohne Geld Champagner zu trinken, ohne Ehe zu lieben, einstweilen ohne Freiheit glücklich zu sein und später ohne Staat die menschliche Gesellschaft einzurichten. Wie gefällt Ihnen das?

Typus.

Das hört sich für den Plebs schon ganz amüsant an. Aber wie Sie das Alles fertig bringen und wie Sie namentlich ohne Freiheit glücklich sein und ohne Staat die Menschen zusammenhalten wollen, das begreif' ich nicht. Auch weiß ich, daß Sie vor acht Tagen noch für Provinzialstände schwärmten und den „Staat" Ihres „allergnädigsten Königs" für den Musterstaat erklärten.

Schneider.

Diese schnelle Wandlung meiner Ansichten

zeugt ja eben um so mehr für die Richtigkeit der jetzigen, den früheren gegenüber.

Typus.

Ich gratulire Ihnen zu solcher Gewandheit in der Ausbildung Ihrer Ansichten. Andre fühlen aber eine gewisse Scheu, eine so schnelle Wandlung mitzumachen, denn Ueberzeugungen sind keine Kleider. Der Glaube an die Wahrheit fehlt, und es macht einen fatalen Eindruck, wenn so schnell erworbene neue Ansichten sich gleich mit Anmaßung in den Vordergrund drängen und bei Andren Bekehrung erzwingen wollen.

Schneider.

Fühlen Sie das wirklich? Nun, wenn Sie glauben, daß dieß zu sehr hervortritt, so wird mein Freund Grünschnabel die Sache einleiten. Der ist heute loyaler Unterthan und morgen genügt ihm die Republik nicht mehr, und übermorgen macht er die Leute glauben, von Kindsbeinen an sei er über die Republik hinaus gewesen und Fourrier habe seine Ideen nur antizipirt, ja der sei an ihm schon vor seiner Geburt zum Plagiarius geworden. Mein Freund Grünschnabel ging als Konstitutioneller zu Bette, fiel über die

Republik weg am Morgen auf den Kopf und stand frischweg als staatfressender Sozialist wieder auf. Sie sehen also, daß die Entwickelung kein Hexenwerk ist.

Typus.

Herr Doktor, offen gesprochen, ich halte Ihren Freund Grünschnabel für einen Lumpenkerl, der jede Form oder Maske anzunehmen weiß, gar keine eigne Ueberzeugung hat, nur Alles aufgreift, was en vogue ist, mit Allem nur Geschäfte macht und seinen unverschämten Dünkel füttert.

Schneider.

Was? Und wofür halten Sie mich denn?

Typus.

Für einen dito und nebenbei für einen Schuft!

Schneider.

Typus, Sie sind ein genialer Mensch! Geben Sie mir die Hand. Solche kühne Scherze zeugen von einem ungewöhnlichen Kopf und ich lasse sie mir von einem Ebenbürtigen gern gefallen.

Typus.

Einem Lumpenkerl gebe ich meine Hand nicht und wenn sie auch von Druckerschwärze beschmutzt ist. Suchen Sie sich einen andern Faktor, ich werde noch heute diese Schandwirthschaft verlassen.

Wenn es Ihnen gleich ist, was Sie schreiben, so ist es mir nicht einmal gleich, was ich drucke.
(Ab.)

Schneider.

I! Das ist ja vortrefflich, daß man diesen dummen Menschen bei Zeiten kennen lernt und los wird. Die Kerle scheinen hier gar nicht eingeschult zu sein. Doch weg damit. Fanny, Fanny, hätt' ich nur zwei Thaler, um heute Abend die Wasserpartie zu bestreiten!

Ein Bedienter (eintretend.)

Ein Brief vom Ritter Bogen an den Redakteur der „Thalia.“ (ab.)

Schneider.

Ein Louisd'or! Bei meiner Liebe, der Ritter hat Lebensart. Doch wie? Was für ein Brief ist das? Ein Bettelbrief von dem Hofrath? Und dieser Louisdor etwa für ihn bestimmt? Oder deutet der Louis'dor und der Brief auf eine Absicht des Zusenders hin? Ich werde so frei sein, sie zu deuten. Das wird ja eine herrliche Komödie werden. Den Louisd'or werde ich behalten und den Brief soll die ganze Welt zu lesen bekommen.

Dritter Aufzug.

Erste Szene.

Bogen und Brand im Gasthof beim Frühstück.

Brand.

Jetzt, mein Freund, ist es Zeit, daß ich Sie über einen Spaß aufkläre, den ich meinen beiden Arrestanten in spe eingefädelt habe. Nachdem ich vorgestern mein Amt als Ihr Geheimsekretair kaum übernommen hatte, langten sofort wie auf Verabredung ein Paar Bettelbriefe hier an. Im einen machte sich der Redakteur der „Eulalia" für drei, im andern der Redakteur der „Thalia" für zwei Thaler anheischig, Ihre Ankunft und Ihr Lob in die Welt auszuposaunen. Ich kam auf den Einfall, die Briefe zu verwechseln, steckte in jeden einen Louisd'or und sandte das Billet der „Thalia" an die „Eulalia," das Billet der „Eulalia" an die „Thalia," Was erfolgt? In beiden Blättern werden Sie heute mit großen Buchstaben für wenigstens sechs Louisd'or gelobt, und um dem Spaß die Krone aufzusetzen, hat

jeder der beiden Redakteure, die sich aus Brodneid anfeinden wie die Spinnen, den Bettelbrief des Andern mit folgenden einleitenden Worten abgedruckt: „Bis zu welcher Ehrlosigkeit es heutzutage manche sogenannte Vertreter der Literatur gebracht haben, wie schamlos solche Wegelagerer mitunter die Schwachheit und Güte anderer Menschen mißbrauchen; wie bodenlos gemein sie ihr Handwerk treiben und welche Schande sie über den edlen Stand zu verhängen sich nicht entblöden, in den sie sich ohne allen Beruf hineingedrängt haben, davon mag folgender Bettelbrief, welcher durch einen glücklichen Zufall in die Hand der Redaktion gerathen ist, Zeugniß ablegen.“ — Nun, mein Freund, denken Sie sich das Skandal in der ganzen Stadt und denken Sie sich die Augen, mit welchen die edlen Herren gegenseitig ihre Blätter gelesen haben.

Bogen.

Ich habe ein Gefühl, als ob mich der Schlag rührte. Das ist doch was Unerhörtes!

Brand.

Jetzt frag' ich Sie nochmals, ob ich Unrecht thue, wenn ich die Menschen verhaften lasse?

Bogen.

Sie thun Recht, vollkommen Recht. Ich muß das zugestehen, obschon ich jetzt eben so bei der Verhaftung interessirt bin, wie früher bei der Freigebung, denn bleiben die Kerle auf freiem Fuß, so werden sie mich ihr Prangerstehn entgelten lassen.

Brand.

Davor könnten Sie immer ruhig sein. Wenn Sie ihnen schrieben, daß ein Versehen das Skandal verschuldet habe, und als Pflaster Jedem einen neuen Louis'dor auf die verwundete Ehre legten, Sie würden noch mehr gelobt werden, als früher.

(Der Hofrath Dr. Beutel, Redakteur der „Eulalia," wird angemeldet.)

Bogen.

Wie fertigen wir den Menschen ab?

Brand.

Jetzt wird der Spaß erst seine wahre Höhe erreichen. Halten Sie sich so lang wie möglich fest und dumm. Ich gehe in die Nebenstube und werde im rechten Augenblick dazwischen treten.

(Ab.)

Beutel (eintretend.)

Ich habe wol den Herrn Ritter Bogen vor mir?

Bogen.

Aufzuwarten.

Beutel.

Mein Herr, ein Ehrenmann steht vor Ihnen, um seine gekränkte Ehre zu vertreten.

Bogen.

Ein Ehrenmann steht vor mir? Wir Beide sind ja allein im Zimmer.

Beutel.

Mein Herr, besinnen Sie sich. Ich bin der Hofrath Dr. Beutel, Redakteur der „Eulalia.“

Bogen.

Daran zweifle ich nicht. Was wünschen Sie, Herr Hofrath?

Beutel.

Mein Herr, Sie sind selbst ein Ehrenmann und als solcher werden Sie wissen, wozu Sie einem andren wegen eines angethanen Schimpfs verpflichtet sind.

Bogen.

Das weiß ich allerdings. Doch wie paßt das hierher?

Beutel.

Entweder begreife ich Sie nicht, oder Sie wollen mich nicht begreifen.

Bogen.

Bei solcher gegenseitigen Schwierigkeit des Begreifens werden wir denn schwerlich zu etwas Weiterm gelangen.

Beutel.

Ich hoffe doch, und werde mich näher aussprechen. Mein Herr, Sie haben meine Ehre schwer gekränkt und dafür muß mir Genugthuung werden.

Bogen.

Da stehen wir ja noch an demselben Fleck. Wie ich Ihre Ehre kränken kann, das ist ja eben, was ich nicht begreife.

Beutel.

Was Sie nicht begreifen? Mein Herr, Sie werfen sich auf Ausflüchte? Sie wollen es nicht

wissen, daß Sie den Brief, welchen ich im Enthusiasmus für Ihre Kunst an Sie geschrieben, meinem Todfeind in die Hände gespielt haben, um mich und den Literatenstand vor aller Welt an den Pranger stellen zu lassen?

Bogen.

Wenn Sie in dem Brief etwa geschrieben hätten, Sie würden mich, wie es eines Literaten würdig sei, nicht für Geld und nur dann loben, wenn ich es verdiene, würden Sie und Ihr Stand alsdann an den Pranger gestellt sein? Schwerlich. Folglich muß das Prangerhafte im Brief selbst liegen.

Beutel.

Sie wollen einen neuen Schimpf auf den alten häufen? Herr Ritter, ich fodre Genugthuung, vollständige Genugthuung.

Bogen.

Welche Genugthuung fodern Sie?

Beutel.

Welche? Mein Herr, ich betrachte Sie als einen Ehrenmann. Sie werden es am Besten

würdigen können, wie sehr — was dazu gehört — wie schwer eine Ehrenkränkung wiegt. —

Bogen.

Wünschen Sie Pistolen?

Beutel (lächelnd.)

Pistolen! Der Ausdruck ist, wie Sie wissen, doppelsinnig. Meine Sinnesart würde sich stets für die humanste Weise der Genugthuung entscheiden.

(Der Dr. Schneider, Redakteur der „Thalia," wird angemeldet.)

Bogen.

Da wird sich's um eine neue Genugthuung handeln. Wo werde ich genug Pistolen hernehmen?

Schneider (eintretend.)

Herr Ritter Bogen?

Bogen.

Steht vor Ihnen.

Schneider.

Ich komme, um Satisfaction zu fodern für den Schimpf, den Sie mir angethan haben.

Bogen.

Davon weiß ich nichts.

Schneider.

Sie haben meinen Brief, welchen ich im Enthusiasmus für die Kunst an Sie geschrieben, diesem Herrn, meinem Feinde, in die Hand gespielt, um mich und in mir den Literatenstand an den Pranger zu stellen.

Bogen.

Das ist ja allerliebst. Dieser Herr stellt die nämliche Foderung und aus denselben Gründen. Ich will Ihnen was sagen, meine Herrn. Mir scheint es, daß Sie, wenn Sie durchaus von Genugthuung sprechen wollen, dieselbe zunächst Jeder sich selbst und dann der Eine dem Andern schuldig sind. Der Schimpf, wovon Sie sprechen, geht nur von Ihnen selbst aus und ich muß Ihnen gestehn, daß ich mich darüber freue, sofern Sie sich dadurch in Ihrer wahren Gestalt gezeigt haben.

Beutel. Schneider.

Mein Herr, wir werden uns gegen Sie vereinigen. Sie sollen uns Genugthuung oder Entschädigung zu Theil werden lassen.

Bogen.

Ich entscheide mich für die Genugthuung. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Sekundanten präsentire. (Er stellt ihnen Brand vor, der zum großen Erstaunen der beiden Herren eben eintritt.)

Brand.

Ich meine, die Herren schon öfter gesehen zu haben.

Beutel.

Es wäre möglich —

Schneider (verlegen).

Wüßte mich nicht zu erinnern —

Brand.

Es würde mich sehr freuen, wenn ich mich irrte, denn ich habe früher ein Paar sogenannte Literaten gekannt, die im Aeußern viel Aehnlichkeit mit Ihnen hatten, aber ausgemachte Lumpen waren.

Beutel.

Allerdings drängt sich manch unwürdiges Subjekt in unsern Stand. Aber was läßt sich dagegen thun?

Brand.

Ich kenne Leute, die sich Literaten nennen und

nicht würdig sind, den Saustall zu misten; Menschen, die ihr Bischen Talent nur als Freibrief betrachten, um sich von jeder Pflicht der Ehre und der Ehrlichkeit loszusagen; Menschen, die eben so wenig Ueberzeugungen haben, als Ehre, und deren Feder für Geld jeder faulen Sache und jedem Schurken zur Disposition steht; Menschen, deren Gesinnung sich in jeder Lage zurechtzufinden und deren Feder Alles und Jedes auszubeuten weiß, wo es gilt, ein Paar Thaler einzusacken oder literarischen Wind zu machen; Menschen, die sich heute wie Strauchräuber auf den Vorübergehenden werfen, um ihm durch angedrohten Tadel Geld abzupressen, und morgen sich den Mächtigen unter die Absätze drängen, um als kammerjunkernde Lobhudler ein Paar Brosamen der Gnade zu erhaschen. Ja, ich kenne Exemplare, die sogar zu offenen Schurken geworden sind. Maßlose Genußsucht und Prätension von der einen, leichtfertige Ehrvergessenheit und Gesinnungslosigkeit von der andern Seite — so ausgestattet, werfen sie sich ins Leben, winden sich durch alle Winkel und Schliche durch, reisen unter falschen Namen, messen die Tiefe aller Taschen, betrügen alles Vertrauen, beuten alle Eitelkeiten aus, kurzum treiben Alles

und Jedes, nur nichts Ehrenhaftes, und stehen zuletzt als offene Beutel-Schneider da. Sie wären total verloren, wenn nicht die hohe Reaktion noch Redakteurstellen zu besetzen hätte, wozu man noch gut genug ist, wenn man von der Galeere kommt.

Beutel. Schneider.

Ja es ist traurig, daß unserm Stand solche Menschen beigezählt werden können.

Brand.

Nicht wahr? Es ist aber mehr, als traurig. Es ist sogar empörend. Denn solche Subjekte diskreditiren nicht nur den Literatenstand, sondern sie bieten auch den Dienern der Reaktion vortrefflichen Stoff, um diejenige Sache zu diskreditiren, welcher der Literatenstand sich hauptsächlich weihen soll, nämlich die Volkssache. Das, meine Herren, ist es, was empört und was die Pflicht hervorruft, jene Unwürdigen schonungslos zu demaskiren und aus dem Tempel zu werfen. Meinen Sie nicht auch?

Beutel.

Sie sprechen mir aus der Seele. Doch seh' ich recht? Indem Sie bei Ihrer Expektoration

in Feuer geriethen, war es mir, als erkennte ich in Ihnen einen alten Freund, den nichts so sehr charakterisirte und kenntlich machte, als seine edle Entrüstung gegen Gemeinheit und Servilismus. Sind Sie nicht der frühere Schriftsteller Brand?

Schneider.

Jetzt glaub' ich Sie ebenfalls wiederzuerkennen.

Brand.

Glauben Sie wirklich? Ich bitte, betrachten Sie mich doch genau. Sehen Sie das Profil; sehen Sie jetzt das Gesicht von oben, dann von unten; nun lasse ich das Fensterlicht gerade ins Auge fallen, dann auf die Seite der Nase; betrachten Sie meine Zähne, mein Haar, meinen Ohrlappen. Finden Sie sich jetzt bald zurecht?

Beutel.

Auf Ehre, es ist der Brand! Alter Freund —

Schneider.

Freund —

Brand.

Halt! Sie verkennen mich, meine Herren, sonst würden Sie wissen, daß ich meine Muttersprache

nicht unter die Füße treten lasse. Wissen Sie, was Freund heißt? Ich will mich zu erkennen geben. Sehen Sie her: Ihr alter „Freund“ Brand, den Sie so schwer wiedererkannten, hat Sie besser im Gedächtniß behalten. Er hat Ihnen hier einen Akt der Erinnerung mitgebracht, den das Gericht ausgefertigt. Ich werde Sie beide als meine Schuldner verhaften lassen, um Sie im Interesse der Literatur unschädlich zu machen. Sie beide sind die ersten Muster der Musterkarte, welche ich Ihnen vorgeführt habe. Sie sind der Abschaum aller sogenannten „Literaten“, die ich kenne, Sie sind — kurz Sie sind so gesunken, daß Sie verdienten, als Redakteurs der Augsburger oder gar der Preuß. Allg. Zeitung und des „Rheinischen Beobachters“ engagirt zu werden.

Beutel.

Aber wie? Verehrter —

Schneider.

Seien Sie billig, seien Sie —

Brand.

Gerecht! Nicht wahr? Ich werde gerecht sein! Sie kamen hierher, um Genugthuung für den Lite-

ratenstand zu holen. Ich werde Ihnen die Mühe abnehmen. In einer Stunde sitzen Sie auf dem Thurm und können dort Betrachtungen über die Ehre des Literatenstandes anstellen.

Bogen (heimlich zu Brand).

Aber Sie gerathen in Hitze, Sie werden grausam.

Beutel.

Verehrter Herr, (denn Freund wollen Sie nicht mehr genannt sein,) erlauben Sie, ehe Sie verurtheilen, erst ein Wort der Verständigung. Sie kennen die Welt und kennen die Menschen, Sie wissen, in welche Lagen auch der Beste gerathen kann und welche Einwirkung die Verhältnisse auf den Menschen haben. Sie selbst sind im Literatenstand —

Brand.

Ich will Ihnen was sagen. Ziehen Sie durch die Welt und geben Sie sich für einen *schen Diplomaten, einen Geheimrath, einen Polizeiminister oder eine noch höhere Person aus und begehen Sie dann alle schlechte und perfide Streiche, die Sie nur aussinnen können. Sie werden dann nicht aus der Rolle fallen, Sie werden keinen Stand

beschimpfen, sondern nur charakterisiren, und ich werde sagen, daß Sie ein gutes Werk gethan, indem Sie diejenigen, welche sich durch ihre Stellung gegen alle Verantwortlichkeit zu schützen wissen, wenigstens in einer Rolle bloßgestellt, welche nicht vor Pranger und Zuchthaus sicher ist. Aber daß Sie, indem Sie gemeine Streiche begehen, sich Literaten nennen, daß Sie die Vertreter des öffentlichen Geistes und der Volksgesinnung durch solche Bloßgebungen den legitimen Schurken in die Hände liefern, das ist es, wofür Sie büßen sollen. Kein Schriftsteller soll schlechter sein, als seine Feinde, und als seine Feinde soll jeder Schriftsteller von Ehre Alles betrachten und behandeln, was nicht für Volk und Freiheit ist. Das ist es, was ich will. Jetzt messen Sie sich nach diesem Maßstab.

Schneider.

Ich werde Ihren Maßstab mit Freuden anerkennen und doch mögte ich mir im speziellen Fall Einwendungen erlauben. Ich mögte Ihren Blick auf die Verwirrung und die tausend Mißverhältnisse nicht bloß in unsern politischen, sondern namentlich — in unsern sozialen Zuständen hinlenken. Wenn man vom Standpunkt des „So-

zialismus" aus die Dinge und die Menschen ins Auge faßt, dann wird es schwer, irgend Jemanden zu verurtheilen.

Brand.

Es ist sehr naiv, daß Sie sich in den sogenannten „Sozialismus" retiriren wollen. Den ungebildeten armen Teufel, der aus Noth schlecht wird, einen Reichen beraubt oder gar todtschlägt u. s. w., einen solchen beurtheile ich nach anderm Maßstab, als dem kriminalistischen oder moralischen; jedoch einem Menschen, der Fähigkeit und Gelegenheit genug hat, sich und Andern zu nützen, ohne seine Moral und Ehre bloßzustellen, einem solchen Menschen ertheilt, wenn er gewissenlos Alles mit Füßen tritt, auch der „Sozialismus" keine Amnestie. Aber so machen's die Herren. Das Höchste und das Beste kultiviren sie mit erlogenem Eifer, wenn es einen Schlupfwinkel für ihre persönliche Nichtswürdigkeit darbietet, und das Höchste und das Beste würdigen sie mit Bewußtsein herab durch die Motive ihrer Theilnahme. Die Lager, in welche Andere ohne ihre Schuld gerathen, schaffen Sie sich mit Voraussicht, indem Sie zugleich voraussehen, daß Sie sich durch Gewissenlosigkeit daraus befreien werden. Und das

soll Ihnen ein Recht geben, sich auf die Verkettung der Gesellschaftslage zu berufen und sich unter die Fahne des „Sozialismus" zu retten? Mein Herr, Sie sind nicht werth, das Wort „Sozialismus" nur in den Mund zu nehmen. Für das Unglück soll man ein Herz haben, für die Gemeinheit aber Fußtritte!

Schneider.

Sie sind hart, Sie berücksichtigen nicht —

Beutel (für sich:)

Jetzt werd' ich ihn bei seiner schwächsten Seite fassen. (Laut:) Wo es sich um die Entscheidung handelt, ob Vorwürfe, die man einem Literaten macht, gerecht seien oder nicht, da sollte man vor allen Dingen Eins in's Auge fassen, was auf den Literaten mehr einwirkt, als auf das Kind die Erziehung und auf die Pflanze die Luft. Ich meine die Zensur, die schändliche Zensur!

Brand.

Die Zensur? Wie kommen Sie auf die Zensur? Unter Preßfreiheit würden Leute Ihres Schlages ja gar nicht Schriftsteller haben werden können.

Beutel.

Wenn ich das zugestehen wollte, so würde ich

damit nur meine Behauptung unterstützen. Ich weiß mich der Zeit zu erinnern, wo Sie täglich mit bitterster Entrüstung sich über die demoralisirende Wirkung der Zensur aussprachen. Sie wissen es so gut wie wir, daß die Zensur zuerst zum Stylkünstler, dann zum Heuchler, dann zum Feigling, und, wenn nicht ein großer Vorrath von Charakterstärke vorhanden ist, zum schlechten Menschen macht. Ohne es zu merken und zu wollen, nimmt man ihre Wirkungen täglich in sich auf, man lernt etwas sein, was man nicht war, und verliert das Gute, das man hatte. Von den Mitteln der Gewalt gedrängt, hin und her gezerrt, mürbe gemacht und demoralisirt, verliert man sein eignes Selbst, und ein Mensch, der zum Oppositionsschriftsteller geboren war, endet vielleicht als Serviler. Ein Mensch, der lange Zeit unter Zensur geschrieben, wird zu Allem fähig. Nehmen Sie dieß Geständniß als aufrichtig an.

Schneider.

Ja, bei Gott, das ist wahr!

Brand.

Es ist wahr! Ja, ich gebe zu, daß es wahr ist. Aber wer befiehlt einem Menschen, sein Leben

lang unter Zensur zu schreiben? Warum nicht lieber Stiefelputzer werden, als immer unter Zensur schreiben? Doch, ich werde nicht ungerecht sein. Mit der Zensur haben Sie im Ganzen Recht. Ich werde meinen Verhaftsbefehl zerreißen, aber nur unter einer Bedingung. Die Schreibfinger kann ich Ihnen nicht abhauen; aber Sie dürfen und sollen wenigstens die Stellung nicht beibehalten, welche Sie so nichtswürdig kompromittirt haben. Sie versprechen mir vor diesem Zeugen, der Eine, daß er die Redaktion der „Eulalia," der Andre, daß er diejenige der „Thalia" am Ende des Quartals niederlegen und nie mehr übernehmen werde, beide aber versprechen, daß sie nie wieder ein neues Blatt gründen wollen! Unter dieser Bedingung, von welcher ich nicht abgehen werde, schenke ich Ihnen Ihre Freiheit und meine Schuld.

Beutel. Schneider.

Wir versprechen es.

Brand.

So möge in Zukunft ein besserer Geist Sie geleiten. (Mit Bogen ab.)

Beutel.

Mein Genius, du hast mich nie verlassen und wirst mich nie verlassen. Reibe dir die Augen, mein Genius, um in die Zukunft zu blicken; und diesen moralisirenden, bornirten „Ehrenmann,“ der unter Umständen dasselbe geworden wäre, was ein Andrer, möge der Teufel holen. Er spreizt sich mit Eigenschaften, die gar nicht sein eigen sind, und deren eigentlichen Werth er erkennen würde, wenn er — mehr Verstand hätte. Die klugen Kerle sollen leben!

Schneider.

Die Umstände trennen und verbinden die Menschen. Es kommt mir jetzt vor, als seien wir Beide stets Freunde gewesen.

Beutel.

Wir sind Freunde, „so lang es dauert.“ Zuvörderst aber werden Sie anerkennen, daß ich es bin, der uns beide aus dieser fatalen Situation gerettet hat. Der Brand ist ein ganz malitiöser Kerl.

Schneider.

Wenn Sie den Strick durchschneiden, an welchem Sie selbst aufgehängt sind, so erwerben Sie

sich um Den kein Verdienst, der zufällig mit daran hängt.

Beutel.

Lehrt das etwa der Sozialismus? Das Durchschneiden aber? Das ist's ja eben!

Schneider.

Uebrigens kommt nichts dabei heraus, wenn wir lang untersuchen, wer den Strick durchgeschnitten hat. Die Hauptsache ist jetzt, daß wir trotz dem Durchschneiden des Stricks unsre Blätter verlieren.

Beutel.

Wirklich? Was Sie nicht Alles wissen!

Schneider.

Sie werden doch Ihr Versprechen haten wollen? Er würde uns unfehlbar einstecken lassen, wenn wir es nicht thäten.

Beutel.

Ich werde mein Versprechen halten, besser halten, als wenn ich ein Landesvater, — ich wollte sagen, ein „Sozialist" wäre, und doch werde ich Redakteur bleiben.

Schneider.

Wie?

Beutel.

Was haben Sie versprochen?

Schneider.

Die Redaktion der „Thalia“ niederzulegen und kein neues Blatt mehr zu gründen.

Beutel.

Haben Sie damit auch versprochen, die Redaktion meiner „Eulalia“ nicht zu übernehmen?

Schneider.

(Ueberrascht.) Und Sie würden die „Thalia“ übernehmen?

Beutel.

Versteht sich!

Schneider.

Jetzt muß ich Ihre Superiorität in der Lebensweisheit anerkennen!

Beutel.

Es bleibt also dabei: wir tauschen.

Schneider.

Wir tauschen, und der Brand ist geprellt. Jetzt lassen Sie uns bis zum Quartalschluß Freundschaft halten.

Beutel.

Und dann umarmen wir uns auf ewige Feindschaft! (Sie umarmen sich.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinzen, Karl,

Politische und unpolitische Fahrten und Abenteuer

Bd.: 1

Mannheim 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Pol.o.9#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11752872-0